

→❁ **Dresden 13. Februar 1945, 22:05 Uhr** ❁→

Hunderttausende stürzten an diesem Abend, in die Keller ihrer Häuser und Mietskasernen. Nervös harrten sie der Dinge. Die Straßen waren menschenleer. Niemand wagte sich nach draußen. Auf der Treppe eines Geschäftshauses saß eine fette Katze. Genüsslich leckte sie ihre samtigen Pfoten und hob nur kurz den Kopf, wenn hoch oben am Himmel weitere Leuchtbomben zündeten. Die grünen und roten Lichter, welche langsam auf die Stadt herabsanken, spiegelten sich in den großen, schwarzen Augen des fülligen Stubentigers. „Pssst. Hau ab!“, warnte ein junger Mann das Tier, vor der drohenden Gefahr und klatschte laut in die Hände. Doch die Katze blieb unbeeindruckt und leckte sich genüsslich zwischen den Hinterläufen. „Dummes Viech!“, zischte der Unbekannte und bog in die Wilsdruffer Straße, in Richtung des Altmarktes.

In seinem Arm begleitete ihn eine junge Frau, welche ein seidenes Brautkleid trug. Surreal ... so sollte man es beschreiben. Durch die hellerleuchteten Wege lief eine Dame in Hochzeitskluft. Mit der einen Hand hielt sie ihre Seidenschleppe im Arm. Mit der Anderen drückte sie ein Brillantdiadem fest auf den Kopf. Der Schleier war aus feinsten Brüssler-Spitze. Diesen hatte sie als Stola über ihre Schultern gelegt. Das gleißle Licht der Leuchtkaskaden, ließ den brillantenbesetzten Schmuck, in allen Regenbogenfarben funkeln. So schnell sie konnte, rannte die Zukünftige mit ihren weißen Lackschuhen in die Wilsdruffer Straße ein. Dicht hinter der festlich Gekleideten, im braunen Anzug und mit kariertem Schiebermütze, folgte ihr Begleiter. Immer wieder fiel die Frau zurück, rutschte auf den schneebedeckten und eisglatten Wegen ab. Er stützte sie und zog die junge Braut weiter. Der Name der Dame war Antoinette und die Geschichte ihrer Familie soll hier erzählt werden. Der Mann an ihrer Seite war Emiel. Die Wirren der Zeit und das Leben selbst, hatten sein Schicksal mit dem der jungen Schönheit verknüpft. Beide waren ineinander verliebt. Doch leider ist nicht jede Liebe gefällig. Gegen alle Widerstände kämpften sie umeinander, erspielten sich Chancen und Gelegenheiten, letztlich jedoch scheiterten sie.

Das Paar floh Arm in Arm vor dem, was drohte. Die hohen Häuser drückten beängstigend. Unheimliche Schattenspiele tanzten auf den verzierten Fassaden, als eine weitere Traube Leuchtkaskaden niederregnete. Der Himmel war dunkel und doch hörte man das hohe Summen der Markierer hoch über den Dächern der verdunkelten Stadt.

Antoinette sah zu Emiel. Sie musterte seine verängstigte Mine, bemerkte wie der Angstschweiß über seine Wangen lief. Er spürte ihren Blick: „Wir müssen weiter“, forderte er und fügte hinzu: „Es dauert nicht mehr lange.“ Die kleinen, flinken Markierer hatten ihre Tätigkeit erledigt und zogen sich zurück. Sie machten Platz für das Bomberkommando. Die hellen Motorengeräusche entfernten sich und es setzte ein

tiefes Brummen ein, welches stetig lauter wurde. Die Fliehenden erreichten den Altmarkt. Die Hälfte des Platzes, um das Kriegsdenkmal „Germania“, nahm ein Löschwasserbecken ein. Auf dem gefrorenen Wasser glühten einige Leuchtmarkierer. Auch auf der restlichen Platzanlage zischten und brutzelten die Fackeln im Schnee. Antoinette betrachtete die kleinen Rauchsäulen, welche von den Markierern emporstiegen. Der Qualm umschmeichelte die prachtvollen Fassaden des Kaufhauses Renner. Emiel hatte für derlei Betrachtungen kein Auge. Er wusste, dass ihnen die Zeit davon lief. Das Brummen der Bomber wurde unerträglich laut. Die großen Schaufenster der Warenhäuser am Altmarkt begannen zu zittern. Kohlmeisen, die in den Hohlräumen zwischen den Ladenschildern und den historischen Fassaden überwintert hatten, flatterten davon. Antoinette blieb stehen und hielt sich die Ohren zu. Emiel packte sie am Arm und zog sie weiter.

Das Duo rannte um ihr Leben, wollte entkommen aus dem beleuchteten Ring der Altstadt. Hinaus in die Dunkelheit. Weg in die Anonymität. Das Paar mochte fort von Allen, die unentwegt daran gearbeitet hatten, die beiden zu entzweien. Doch auch in dieser Nacht, hatte das Schicksal seine eigenen Pläne. Gerade passierten die Braut und ihr Begleiter den Altmarkt, als ein lautes Pfeifen über ihnen, die zielgerichtete Flucht zum Pirnaischen Platz unterbrach. Instinktiv drehten sich Emiel und Antoinette um. Beide duckten sich. Eine gewaltige Explosion hinter der Semper Oper erschütterte die Stadt. Dann eine weitere. Es folgten viele andere. Das Paar spürte, wie der Boden anfang, sich zu bewegen. Die festliche Gekleidete blickte über den Altmarkt, hoch zum Turm der Kreuzkirche, wo die Glocken unkontrolliert zu läuten begannen. Auf dem Dach des Kaufhauses Renner befand sich eine Leuchtreklame, die wegen der Verdunklungsverordnung schon seit Jahren nicht mehr ihren Dienst tun durfte. Unter dem Explosionsdruck der Bomben schaukelte diese nun hin und her. Funken sprühten von den Kabeln bis hoch zum Kirchturm. Die Gebäude fingen an zu zittern. Emiel hielt sich gebeugt über seine Geliebte und hörte, wie der sandige Mörtel zwischen der Hausmauer, an der sie lehnten, knirschte und rieb. Verängstigt stellte er fest, wie sich kleine Risse unter der Hand, mit der er sich abstützte, bildeten. Überall rutschte und staubte der Schnee von den Dächern.

Der junge Mann versuchte gegen die Geräuschkulisse von Flugzeugmotoren, Explosionslärm und Glockengeläut anzuschreien: „Wir müssen sofort hier weg!“, befahl er seiner Begleiterin. Das Adrenalin ließ sie über den glatten, zitternden Boden rennen. Die Leuchtreklame des Kaufhauses Renner kippte nach vorne. Krachend schlitterte die Reklame auf den Ziegeln hinab. Emiel und Antoinette hielten sich die Hände über den Kopf. Dachziegel rutschten von den Dächern und zerbrachen vor ihren Füßen. Ladenschilder lösten sich und krachten auf die barocken Fensterdekorationen, bevor sie auf der Straße aufschlugen. Dann hörte das Paar abermals das Pfeifen und weitere mächtige Explosionen. Antoinette drehte sich erneut nach hinten um. Aus allen Gassen, die zum Altmarkt führten, drückten sich nun gigantische Staub- und Geröllwolken auf den Platz. Verschlungen die Häuser nacheinander und bahnten sich ihren

Weg weiter auf die Fliehenden zu. Emiel sah geschockt, die rot-braune 25 Meter hohe Schuttlawine, auf sich zu brausen. „Duck dich!“, befahl er und zog Antoinette an einen Hauseingang nach unten. Sie kauerten, Arm in Arm, am Boden. Mit geschlossenen Augen spürten sie, wie die Geröllwolke über ihnen hinwegbrauste. Sofort nachdem der Luftzug nachgelassen hatte, öffnete das Paar diese wieder. Fauchend rannte die fette Katze, welche Emiel am Eingang der Wilsdruffer Straße gewarnt hatte, an ihnen vorbei. Ihr Fell war rot von Backsteinstaub. Die gesamte Stadt wurde eingehüllt von Staub und Dreck. Wasser, aus geschmolzenen Schnee, rann über die Dächer nach unten. Es wurde wärmer und der Himmel blutrot. Die klare Winterluft wich jetzt beißendem und staubigen Brandgeruch.

Der Explosionslärm wurde immer lauter. Er übertönte zwischenzeitlich das Geläut der Kirchen und die Motorengeräusche der Bomber. Wie gewaltiges Trampeln zuckte der Boden auf und ab. Fenster barsten und die Splitter regneten auf die Liebenden nieder. Was nicht niet und nagelfest war, suchte seinen Weg nach unten in die Straßenschlucht. Antoinette schrie auf, doch nicht einmal Emiel konnte ihre Schreie noch hören. Er packte sie in Panik und zerrte sie durch die Straße. Sie stürzten und krabbelten auf allen vieren weiter. Überall lagen Glasscherben. Dann war es ihnen möglich, ein Stück geduckt auf den Füßen zu gehen. Die Dame im Brautkleid spürte verstärkt den Druck der Detonationen in den Lungen. Es wurde immer schwerer, zu atmen. Der Geröllnebel war so dicht, dass beide keine 10 Meter voraussehen konnten.

Doch plötzlich klarte die Luft auf. Emiel erkannte den turmartigen Dachaufbau des Kaiserpalastes auf dem Pirnaischen Platz vor sich. Die Hochspannungsleitungen der Straßenbahnen, welche hier kreuzten, wankten bedrohlich unter dem Trampeln der Detonationen. Dem Paar war der Weg vom Altmarkt zum Pirnaischen Platz wie eine Ewigkeit vorgekommen, doch seit dem Fallen der ersten Bomben, waren nur 2 Minuten vergangen. „Wir müssen unterkommen!“, rief Emiel, so laut er konnte: „Wir gehen sonst drauf“, fügte er an und Antoinette stimmte benommen zu. Ihr Geliebter zog sie weiter an ein Eckhaus am Pirnaischen Platz. Fest drückte er sich an die Mauern, um dem erneuten Fensterglas- und Dachziegelsplitterregen zu entgehen. An der Hausfassade war der Weg zum nächsten Luftschutzraum angeschrieben. So schnell es ging, suchten sie das Haus, indem diese Schutzmöglichkeit sein sollte. Als sie dort ankamen, waren die Türen des Mehrfamilienhauses verschlossen.

Wütend rüttelte Emiel an der hölzernen Barriere: „Aufmachen!“, schrie er panisch, als hätte ihn jemand im Inneren hören können. Das Trampeln der fallenden Bomben kam immer näher. Mit aller Kraft trat der athletische Mann gegen die Flügeltüre. Krachend gab das Holz dem Druck nach. Da hörten beide eine gewaltige Explosion unweit des Gebäudes. Der Schiebermützenträger riss Antoinette ins Innere des Hauses. Die Turmhaube eines Erkertürmchens rollte im Ganzen an ihnen vorbei, die Straße hinunter. Das Bauwerk rüttelte und wankte unter dem Trampeln der Bomben.

Das Paar suchte den Weg zum Keller. Mit den Händen über ihren Köpfen hangelten sie sich an den zitternden Hauswänden entlang. Klirrend platzte das Glas aus einer Wohnungstüre im Erdgeschoss und gab die Sicht frei auf das Innere. Die Stuckgipsmisse bröckelten von den Decken. Risse zogen durch den Putz an der Wand. Geschirr polterte aus den Schränken. Ein Bild vom „Führer“ löste sich von einem Nagel und fiel klirrend, zu Boden. Durch die geborstenen Fenster sahen sie brennende Nachbarhäuser und spürten die abstrahlende Hitze der Brände.

„Hier ist eine Metalltüre“, brüllte Emiel laut. Er trommelte und trat sinnbefreit gegen die metallene Barriere: „Aufmachen! Aufmachen!! Bitte aufmachen!!!“ Nach einer gefühlten Ewigkeit öffnete jemand die Türe. „Heil Hitler“, rief ihnen der Luftschutzwart zu. „Lassen Sie uns rein“, forderte der Geliebte der Braut energisch. Den Mann im grünen Schutzanzug interessierte die Eile des jungen Paares recht wenig. Skeptisch musterte er beide: „Ihr seid doch nicht etwa Juden?“, wollte er wissen. Emiel sah kurz zu Antoinette: „Nein“, zischte er wütend und stützte sich zwischen den wankenden Wänden ab. „Ausweis, oder Ariernachweis!“, verlangte der Schutzwart. „Scheiße ... echt jetzt?“, fluchte Emiel genervt. Beide tasteten nervös an ihren Klammotten hinunter. Die Dame im Hochzeitskleid stellte erschreckt fest: „Ich habe meine Handtasche verloren.“ Ihr Begleiter durchsuchte sein zerklüftetes Sakko. Da explodierte eine Bombe in der Nähe des Hauses und dicke Putzbrocken fielen von der Decke. Eine angespannte Stimme von unten befahl dem Schutzwart: „Lass sie endlich rein, oder sollen wir alle umkommen?“ Der froschgrün Gekleidete wischte Antoinette den roten Staub aus den Haaren, er schubste die Schiebermütze ihres Geliebten vom Kopf und sah beide prüfend an: „Zwei Blondinen“, witzelte er: „Ihr seht auf jeden Fall arisch aus“, beurteilte der Blockwart: „Also gut, kommt rein.“ Emiel hob genervt seine Mütze auf und nahm Antoinette am Arm.

Sie hangelten sich die Steintreppe nach unten. Der Schutzwart verbarrikadierte die Türe: „Ihr kommt gerade rechtzeitig, der Tommy dreht jetzt gleich richtig auf.“ Das Paar sah prüfend, auf die Backsteingewölbe. „Ob das Haus hält?“, seufzten die Neuankömmlinge skeptisch. „Das ist unverwüstlich“, entgegnete der Blockwart stolz und fügte hinzu: „Die Gebäude hier sind nicht einmal 50 Jahre alt und haben teilweise 80cm dicke Wände. Die sind für die Ewigkeit errichtet.“ Emiel fühlte die Bombenerschütterungen in dem Gemäuer und hörte das sandige Knirschen zwischen den Fugen: „Hoffentlich haben Sie recht.“ Der Mann, in der grünen Kleidung, leuchtete die Stufen mit seiner Taschenlampe aus: „Glaub mir, Junge, dieses Haus hier steht noch viele hundert Jahre, nachdem wir beide längst ins Gras gebissen haben.“

Als das Paar unten im Keller angekommen war, sahen sie sich um. Dort saßen etliche Menschen auf Holzbänken, die sich bei jeder Explosion ängstlich duckten. Fahles Licht flackerte im Raum. Die Braut setzte sich auf einen freien Platz. „Passen Sie doch auf!“, bluffte eine ältere Dame, als Antoinette sie streifte und fügte hinzu: „Das ist Nerz!“ Emiels Begleiterin sah an sich herab, auf ihr verdrecktes und zerfetz-

tes Brautkleid. „Entschuldigung“, seufzte sie und raffte die schmutzige Seide so zusammen, dass sie ihre Nachbarin nicht weiter beschmutzte. Alle lauschten dem Volksempfänger und dem Ticken des Luftschutzmetronoms. Tick-Tack, Tick-Tack, Tick-Tack, hinterlegt mit einer alten Opernarie, in grausam-schlechter Tonqualität, krächzte die Musik durch den Schutzraum. Eine Stimme unterbrach und warnte die Bevölkerung: „Achtung, Achtung, Achtung!!! Bombenwürfe im gesamten Stadtgebiet!!!“, fast verzweifelt fügte der Sprecher hinzu: „Volksgenossen ... haltet Sand und Wasser bereit.“ In diesem Moment brach die Ansage ab und das Gebiet um den Pirnaischen Platz, in dem das Liebespaar Schutz gesucht hatte, wurde von einem Bombenteppich voll erfasst. Eine Reihe schwerer Sprengbomben pflügte durch das Wohnquartier. Augenblicklich bäumte sich der Boden auf. Der Volksempfänger fiel vom Tisch und zerbrach in viele Teile. Eine Wasserleitung riss von der Decke ab. Das Rohr traf den Kopf einer alten Frau, die blutüberströmt nach vorne kippte. Bei der anschließenden Detonation wurden die restlichen Menschen, von den Bänken, auf den Boden gefegt. Schränke fielen um. Nacheinander platzten die Glühbirnen in den Fassungen. Mörtel bröckelte aus den Backsteingewölben.

Kaltes Wasser, aus dem abgerissenen Rohr, umspülte die beiden Neuankömmlinge. Antoinette erspähte den Gesichtsausdruck einer Frau, die ebenfalls ausgestreckt, auf dem Boden lag. Unter ihren Brustkorb konnte sie die Köpfe von zwei kleinen Kindern sehen. Deren Mimik war angstverzerrt. Fest hatte die Unbekannte ihre beiden Zeigefinger in die Wangen ihrer Sprösslinge geklemmt. Der Bombendruck sollte ihre winzigen Lungen nicht zerreißen. Eine weitere Glühbirne zerplatzte über den Köpfen des Paares. Es war kaum noch Licht im Keller.

Der Luftschutzwart unternahm den Versuch aufzustehen und das Wasser, welches den Raum flutete, abzustellen. Unter dem Bombenhagel hangelte er sich durch den Keller, stolperte immer wieder über die niedergestreckten Körper. Letztlich gelang es ihm, den Versorgungshahn zu erreichen. Mit handwerklichem Geschick schloss er den Hahn. „Ha, das wäre doch gelacht“, schrie er laut und brüstete sich überheblich: „Mich kriegt keiner klein. Weder der Iwan, noch der Tommy.“ In diesem Moment sauste ein weiterer Bombenteppich auf das Wohngebiet nieder. Der Boden wurde dem Blockwart unter den Füßen weggerissen. Er fiel und landete unglücklich mit dem Genick, auf einer der umgestürzten Sitzbänke. Kein Schrei war zu hören, nur ein kurzes Knacken der Halswirbel. Der Luftschutzwart lag leblos, mit offenen Augen, auf dem Kellerboden neben dem Pärchen. Antoinette sah, wie das schmutzige Wasser in seinen geöffneten Mund lief. Bei jeder Explosion spürten Emiel und seine Begleiterin, wie ihre Körper einige Zentimeter vom Boden abhoben und dann wieder aufschlugen. Das Bombardement schien ewig zu dauern. Irgendwann platzte die letzte Glühbirne im Keller und es wurde Dunkel. Es roch nach Schweiß, Schwarzpulver und dem Essig von zerbrochenen Einmachgläsern. Dann wurden die Detonationen weniger. Das Dröhnen der explodierenden Bomben wich einem lauten Tinnitus Pfeifen in den Ohren der Schutzsuchenden. Der Boden unter ihnen wurde langsam

wieder starr.

Antoinette dröhnte der Kopf. Nach und nach konnte sie Lichtkegel von Taschenlampen sehen, welche den Kellerraum notdürftig Ausleuchteten. Emiel versuchte, sich aufzurichten. Seine Beine waren wie Wackelpudding. Als müsste er wieder laufen lernen, so ungeschickt meisterte er seine ersten Schritte. Er blickte hinunter zu Antoinette und fragte sie, ob es ihr gut ginge. Doch die sah nur, wie sich seine Lippen bewegten, und verstand zunächst kein Wort. Ihr Begleiter zog die Traumatisierte hoch auf die Sitzbank und schöpfte etwas Wasser vom Boden ab. Vorsichtig säuberte er ihr Gesicht. Wie aus Hypnose schreckte die junge Frau zusammen. „Ich kann dich ganz schlecht hören“, schrie sie durch den Raum. Emiel stimmte zu und rief ebenfalls lautstark: „Das wird gleich besser. Ruh dich aus.“

Langsam kam das Gehör der Braut wieder zurück. Nun vernahm sie das Wehklagen und Stöhnen der Anderen im Keller. Die Frau mit den beiden kleinen Kindern saß ihr gegenüber. Das Mädchen musterte Antoinette und flüsterte dann zu ihrer Mutter: „Das Fräulein guckt aus, wie eine Prinzessin.“ Die Dame im Brautkleid sah an sich herunter. Das Wasser hatte den Staub und das Geröll aus der weißen Seide herausgewaschen. Dennoch war die Einzelanfertigung an etlichen Stellen eingerissen. „Misseur Watteau wird mich umbringen“, seufzte sie zu Emiel. „Wir haben gerade ganz andere Probleme“, beurteilte ihr Begleiter und merkte an: „Es gibt viele Verletzte. Ich werde mich einmal umsehen, ob ich helfen kann.“ Seine Geliebte stimmte zu und begann ihr Kleid auszuwringen.

Sie sah erneut zu der Frau mit deren Nachwuchs, die immer noch mit ihrer Tochter über Antoinette diskutierte. Das Mädchen bestand beharrlich darauf: „Aber sie trägt eine Krone. Also ist sie eine Prinzessin.“ Die Braut zuckte zusammen. Sie griff sich in die Haare und stellte zu ihrem eigenen Erstaunen fest, dass sie tatsächlich noch ihr Diadem auf dem Kopf trug. Vorsichtig machte sie sich daran, das wertvolle Schmuckstück zu entknoten. Dabei lächelte die Festlichgekleidete das Mädchen an: „Ich bin keine Prinzessin.“ Antoinette war überzeugt davon, dass sich das Thema damit erledigt hatte. Da intervenierte die Mutter: „Aber Sie sind verwandt mit dem Königshaus, oder?“ Bevor die Braut antworten konnte, fügte die Mutti der Kinder hinzu: „Sie waren 1936 in allen lokalen Zeitungen, beim Semper Opernball. Da wurde eine Verwandtschaft zum ehemaligen König, Friedrich-August III., erwähnt.“ Emiels Geliebte fühlte sich ertappt. „Sie irren sich“, winkte sie ab.

Plötzlich mischte sich die zickige Frau ein, die Antoinette wegen ihres Nerzes gerügt hatte. Wie ein nasser Pudel sah sie aus. Dennoch stolzierte sie, mit verwaschener Schminke und hohen Schuhen, durch das Wasser. Sie hatte das Gespräch belauscht und setzte sich zu der Gruppe. Die Unbekannte griff sich in die Tasche des Nerzes und zog ein silbernes Etui hervor: „Sie ist es, die vergessene Bastard-Enkelin des letzten Königs“, verkündete sie trocken und unverschämt. Aus dem Kästchen holte

sie eine Zigarette. Diese hing aufgrund der Feuchtigkeit schon durch. Sie steckte sich den Glimmstängel in die eine Seite des Mundes und führte weiter aus: „Sie mag abstreiten, wer sie ist, aber ich bin Kunsthistorikerin ...“, kurz brach sie ihren unerwünschten Bericht ab, um nach Streichhölzern zu suchen: „Der Ring, den die junge Dame trägt, ist eindeutig ein Stück aus den Braganca-Kronjuwelen. Das sächsische Königshaus war verwandtschaftlich eng verbunden mit dem portugiesischen Königshaus.“ Immer wieder versuchte die Hinzugekommene, ein Zündholz anzuzünden, allein es gelang ihr nicht. Genervt warf die Alte ihr Suchtmittel auf den Boden. Mit hochgezogener Augenbraue schaute sie auf die Braut, die zwischenzeitlich das Diadem aus ihren Haaren herausbekommen hatte: „Erzählen Sie uns, Hoheit ... wie kommt jemand wie Sie in diesen Keller?“, forderte die Pelzträgerin von Antoinette ihre Familiengeschichte. Die Frau im Brautkleid sah sich hilfeschend, nach Emiel um. Doch der schien wie vom Erdboden verschwunden.

„Ich möchte wirklich nicht ...“, stotterte die Festlichgekleidete. Die Mama mit dem Nachwuchs meldete sich zu Wort: „Ich bitte Sie. Erzählen Sie uns etwas über ihre Familie oder von der Hochzeit.“ Antoinette fühlte sich bedrängt. Die Mutti mit den Sprösslingen blickte auf die Leiche des Luftschutzwartes und seufzte: „Es würde die Nerven der Kinder beruhigen.“ „Meine auch!“, versicherte die arrogante Kunsthistorikerin und wischte sich die verlaufene Schminke aus dem Gesicht. Die Braut atmete tief durch. „Also gut“, stöhnte sie: „Ich verrate Ihnen die Geschichte meiner Familie.“ Die Kinder lächelten zufrieden und drückten sich an die Brust ihrer Mutter. „Die Erzählung beginnt mit einer Hochzeit. Aber es ist nicht meine Eigene, sondern die meines Großvaters. Damals Prinz Friedrich-August von Sachsen ...“

## Kapitel 1 1891 - 1892

*Sie müssen wissen:*

*„Die Familie ist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Liebe schmiedet ein Band, über die Zeit hinweg und macht aus Individuen eine Gemeinschaft mit demselben Blut. Doch auch Hass überdauert die Zeiten und kann eine Verbundenheit schaffen, die stärker ist, als Familienbande.“*

Es war die Nacht vor der großen kaiserlichen und königlichen Hochzeit, als die 21-jährige Braut, Erzherzogin Luise von Toskana-Österreich, die Stimme ihrer Mutter Prinzessin Alix von Bourbon-Parma in ihrem Gemach in der Wiener Hofburg hörte.

„Schläfst du schon?“, flüsterte die Brautmutter in die Dunkelheit, als sie das Schlafzimmer betrat. „Nein, Mama“, antwortete diese in ihrem Bett und drehte sich zu ihr um: „Wie auch?“ „Du bist nervös?“ „Ja, sehr“, gab Luise leise zur Antwort. Ihre Mutter stellte die Petroleumlampe, die sie mitgebracht hatte auf den Nachttisch und vergrößerte die Flamme, so dass es heller wurde. Sie setzte sich im Nachthemd an die Bettkante: „Wir waren heute sehr stolz auf dich“, begann ihre Mama zu sprechen: „Wie du vor Kaiser Franz-Joseph getreten bist und offiziell auf den österreichischen Thron verzichtet hast. Du warst so schön, so majestätisch, so erhaben. Der gesamte Hof konnte die Augen nicht von dir lassen.“ Luise lächelte geschmeichelt. Alix monologisierte weiter: „Morgen nun, wirst du heiraten und bald schon die Königin von Sachsen und ich habe da noch ein Geschenk für dich“, kündigte sie an und ihre älteste Tochter kroch aus ihrem Bettzeug hervor und setzte sich aufrecht. Ihre Mutter überreichte eine Schachtel. Vorsichtig hob die Braut den Deckel. Der jungen Habsburger Prinzessin fehlten die Worte. Bereits das geringe Licht der Lampe genügte, um die Hunderten Brillanten der Schmuckstücke zum Funkeln zu bringen. Die zukünftige Neusächsin war sprachlos ob der Pracht, daher sprach die Mutter. „Ich habe nicht viel mitnehmen können, als wir unsere Heimat in Parma verloren haben und nach Salzburg fliehen mussten, aber diese Juwelen konnte ich nicht zurücklassen.“ Luise sah immer noch fassungslos auf das Set aus Collier, Ohrringen, Diadem und vielen anderen Kostbarkeiten. Alix nahm eine Brosche heraus und hielt sie an das Nachthemd ihrer Tochter: „Ich kann mein Kind doch nicht heiraten lassen, ohne die passende Aussteuer.“ Luise hatte Tränen in den Augen und umarmte stürmisch ihre Mutter. „Vielen Dank“, schnieffte Sie emotionsgeladen. Alix von Bourbon-Parma war von dem plötzlichen Gefühlsausbruch nicht begeistert. Ihr Lächeln verschwand und sie sah ernst auf die junge Prinzessin: „Ab morgen lebst du ein neues, ein anderes Leben, mein Kind.“ Ihre Älteste stimmte zu und doch hatte ihre Mutter das Gefühl, nicht verstanden worden zu sein, so wiederholte sie eindringlich: „Luise,



dein Vater war oft zu nachlässig mit dir und ich hoffe und bete inständig, dass die Erziehung, die wir dir angedeihen ließen, ausreichend für deine zukünftige Stellung bei Hofe ist. Solche Gemütsbewegungen wie eben, musst du am Königshof unterdrücken. Königinnen freuen sich nach innen.“ „Aber Mama, du übertreibst“, spielte die junge Prinzessin die Situation herunter. Ihr Mutter blieb streng: „Die Familie begrüßt diese Verbindung. Wir sind stolz und glücklich, dass du diese bedeutende Position antrittst und doch, ist die Stellung, in die du dich einzufügen hast keine Leichte. Versprich mir, dass du uns keinerlei Kummer bereitest und dem Friedrich-August ein gehorsames, fügsames Eheweib sein wirst. Das du stets geduldig und aufmerksam deine Pflichten erfüllst und nie launisch bist oder dich anderweitig übertrieben Gefühlsausbrüchen hingeben wirst.“ „Aber Mama ...“, winkte die Braut fast gelangweilt ab. Ihr Mutter drückte ihre Hände so fest, dass es beinahe weh tat: „Luise, das ist kein Spiel. Du hast noch viele Geschwister, die alle gut verheiratet werden wollen, am Erfolg oder Misserfolg deiner Beziehung wird die gesamte Familie gemessen. Die Augen von ganz Europa werden ab morgen auf dich gerichtet sein. Ich will dein Versprechen, dass du dich streng an das Hofzeremoniell halten wirst.“ Die junge Habsburger Prinzessin sah in die weit aufgerissenen, fast panischen Augen ihrer Mutter: „Ich verspreche es“, beruhigte die baldige Neusächsin ihre Mutter. „Gut“, meinte diese erlöst, klappte die Schachtel mit den Juwelen zusammen und stellte diese auf einen kleinen Tisch im Zimmer. Sie drückte ihrer Tochter einen Kuss auf die Stirn und löschte das Licht. „Dann schlaf jetzt mein Kind, den Segen Gottes und deiner Familie gewiss.“

Zur selben Zeit, in einem anderen Flügel der Wiener Hofburg, saß Herzogin Mathilde von Sachsen am Bett ihres kleinen Bruders Prinz Friedrich-August von Sachsen. Auch der zukünftige Bräutigam war nervös, ob der morgigen Vermählung. Sein Onkel König Albert und dessen Frau Carola hatten keine eigenen Kinder. Daher war sein Vater Georg, Kronprinz von Sachsen und er, als ältester Sohn, der nachfolgende Thronerbe. Seine Schwester indes war nichts. Sie hatte einmal die Chance, Kaiserin von Österreich-Ungarn zu werden. Denn Mathilde sollte den einzigen männlichen Nachkommen von Kaiser Franz-Joseph und Kaiserin Sisi heiraten. Doch die Wettinerin entsprach nicht dem Schönheitsideal der Zeit. Sie war eher stämmig und ungenügend zierlich. Im gebaren mehr burschikos, denn unterwürfig. Alle Eheandidaten von Mathilde entschieden sich für weniger hochstehende, dafür aber attraktivere Partien. So galt sie als alte Jungfer, die ihren kleinen Bruder bei der Eheschließung begleitete.

„Du musst jetzt schlafen, Friedrich-August“, empfahl sie. „Ich bin so nervös“, gab der zukünftige Kronprinz zu und seufzte: „Morgen werden nicht nur die Augen der gekrönten Häupter Europas auf mich gerichtet sein, sondern auch die von Gott. Wenn wenigstens Stocki hier wäre.“ „Dein bester Freund ist kein schicklicher Umgang, wie du weisst. Du würdest wahrscheinlich betrunken an den Altar wanken, hätte der Graf den Rang und Stand hier mit dabei zu sein.“ Der Bräutigam musste

bei dem Gedanken lächeln: „Du hast recht“, gab er zu. Mathilde drückte dem 25-jährigen Prinzen einen Kuss auf die Stirn: „Schlaf jetzt“, befahl sie. „Danke, dass du mich heute so unterstützt hast“, lobte der Bruder. Die Herzogin lächelte, ging zur Türe und blickte auf ihn zurück: „Ich werde immer an deiner Seite stehen.“ Dann verließ die füllige Prinzessin das Schlafgemach des Bräutigams.

Noch in Gedanken versunken, rannte sie fast die Hausherrin, Kaiserin Elisabeth, um. Ganz ohne Hofdamen schlich diese über den Flur. „Vergebt mir, Majestät“, entschuldigte sich die Sächsin, bei der bayrischen Wittelsbacherin, die einstmals ins österreichische Kaiserhaus eingehiratet hatte und verneigte sich. „Großnichte!“, grüßte die Monarchin und musterte, mit abfälligen Blick, die Speckwulste, die sich unter der Korsage ihrer beinahe Schwiegertochter abzeichneten. Die Ehe des Kaiserpaares war eine Farce und jeder in der Familie wusste davon. Sisi selbst war beim Volk allgemein sehr unbeliebt, weil sie sich ganz ihren Eitelkeiten und Extravaganzen verschrieb und den Untertanen kaum Beachtung schenkte. Nachdem ihr einziger Sohn, Kronprinz Rudolf, der Ehekandidat Mathildes, vor einigen Jahren Selbstmord begangen hatte, trug sie nur noch schwarz und reiste durch die Welt. Die Pflichten einer Landesmutter erfüllte sie widerwillig oder gar nicht. Kaiser Franz-Joseph indes, ließ sie gewähren und vergnügte sich mit Liebhaberinnen, die ihm teilweise von der Kaiserin selbst zugespielt wurden.

„Was tun Sie hier, Herzogin?“, wollte die Monarchin wissen. Mathilde erhob sich und gab Auskunft: „Friedrich-August ist in den Gemächern hier untergebracht, Majestät.“ „Ja, natürlich“, erinnerte sich die Kaiserin und seufzte: „Wie ärgerlich. Normalerweise ist dieser Teil der Hofburg verwaist. Ich gehe gerne nachts durch die Räume und lese dabei“, erklärte sie ungefragt und wollte wissen: „Mathilde, was tun Sie, als Alleinstehende denn mit all ihrer Freizeit, außer zu Essen, offensichtlich?“, fragte die Großtante beleidigend. „Ich male“, erwiderte die Angesprochene. Die Bewegungssüchtige, die nicht einmal des Nachts beim Lesen ihre Beine still halten konnte, musterte die Sächsin kritisch von oben bis unten: „Viel Fett verbrennt man dabei aber auch nicht.“ „Ist das denn so wichtig, Majestät?“, wollte die Wettinerin angesäuert wissen. „Wenn Sie doch noch einen Mann finden wollen, Großnichte, dann sollten Sie sich mehr anstrengen. Ich bin froh, dass Rudolf sich damals gegen Sie entschieden hat. Sie wären eine hässliche Kaiserin geworden“, befand die Wittelsbacherin. „Verzeiht Majestät, mein Verständnis einer guten Monarchin beruht auf dem Glauben, dass diese sich dem Volkwohl widmet, nicht ihren eigenen kleinlichen Eitelkeiten.“ Sisi lächelte aufgesetzt und hämisch: „Sie werden als Dienerin für Luise enden. Denn ohne Mann sind Sie in dieser Welt der Oberflächlichkeiten gar nichts.“ Die Kaiserin ließ ihr Buch demonstrativ vor der Wettinerin fallen. Mit einem arroganten Blick sah sie zu ihr und dann auffordernd zu der Literatur. Mathilde zögerte, doch die Etikette und ihre Erziehung zwang sie dazu, das Schriftstück aufzuheben. Widerwillig beugte sie ihr Knie und übergab das Lesestück an die Besitzerin. Sisi lächelte: „Dafür haben sich die Sporteinheiten und Diäten gelohnt. Sie haben mich auf diese Position

gebracht und Sie auf die ihre.“ Die Kaiserin nahm das Buch aus der Hand der Knienden und ließ ihre sächsische Großnichte ohne weiteren Kommentar im Flur stehen.

Diese Szene beschrieb sehr gut, den Zustand der verwandten Adelsdynastien untereinander. Als am nächsten Morgen, den 21. November 1891, die Elite der damaligen Zeit in die schlichte Kapelle der Wiener Hofburg einmarschierte, trug jede der Persönlichkeiten ein breites Grinsen zu Tage. Doch schon bei der Auswahl der Kleidung war der Konkurrenzkampf zu spüren. Die Uniformen mussten überhäuft sein mit Kordeln und Tand. Die Damen hochgeschnürt und dekoriert, es durfte kaum mehr Haut unter all den Juwelen zu sehen sein. In dieser Kirche war ganz Europa versammelt und alle waren irgendwie miteinander verwandt. Die Brüder und Schwestern, Cousinen und Cousins, Tanten und Onkel, waren aber keine glückliche, große Familie. Bei all dem schönen Schein misstrauen sie sich und dass nicht grundlos. In den letzten 100 Jahren war jeder jedem einmal auf die Füße getreten.

In Österreich regierten die *Habsburger*, Familie der Braut. Das Oberhaupt war Kaiser Franz-Joseph. Der war zornig auf Frankreich, weil die Italiener zur Unabhängigkeit verholfen hatten. Wütend war er auch auf Deutschland, beziehungsweise die Preußen. Die hatten vor Kurzem ein neues Kaiserreich gegründet, das ihn nun bedrohte. Aus den ehemals, relativ souveränen 28 Königreichen, Fürstentümern, Herzogtümern und freien Städten, die nun (mit Gewalt) zu einem Land vereint wurden, sind fünf Familien für Antoinettes Geschichte von Bedeutung.

Die *Hohenzollern*, in Preußen, die jüngst siegreich gegen Bayern, Österreich und Frankreich gekämpft hatten und nun von dem kriegslüsternden Kaiser Wilhelm II. regiert wurden.

Die *Wittelsbacher*, als Könige in Bayern. Nicht nur geografisch ein Bindeglied der Häuser. Das souveräne Königreich, hatte kürzlich ihren Monarchen Ludwig II. an den Starnberger See verloren. Ihre Exzentrik war legendär und schlug sich auch bei Kaiserin Sisi nieder.

Die *Wettiner*, Familie des Bräutigams, als Könige in Sachsen. Obwohl das Reich recht klein anmutete, war das Adelsgeschlecht, die einflussreichste Dynastie in Europa. In den noch heute regierenden Adelshäusern, sind fast ausschließlich Monarchen, mit Wettiner Ursprung zu finden.

Das Haus *Sachsen-Coburg und Gotha*, regierte als Herzöge. Sie stammten von den Wettinern ab und ihre Nachkommen waren fast überall. Abkömmlinge regierten in Portugal, England, Belgien, Russland und noch vielen anderen Ländern.

Es gab Hunderte von Abspaltungen, Sekundogenituren und so weiter. Aber für diese Geschichte sind die fünf erwähnten Familien am wichtigsten. Ein Kurzüberblick der einzelnen Dynastien und Gründe, warum sie sich hassten, sind im Anhang 1 am Ende des Buches zu finden.

Man lächelte und grüßte sich gegenseitig von den Kirchenbänken aus, doch jeder der anwesenden Familienmitglieder war bereits Opfer und Täter von Dolchstößen in den Rücken der Sippschaft, unter dem Deckmäntelchen höfischer Etikette. Um blutige Familienfehden zu vermeiden, wurde gerne geheiratet, um die Häuser bestmöglich und friedvoll zu verbinden. Weil die Habsburgerin Luise von Toskana kaiserliches Blut in sich trug und katholisch war und ihr Bräutigam Friedrich-August königlichen Geblüts und ebenfalls katholisch war, fand die Ehe viel Zustimmung bei Adel und Klerus. Und sie war nicht arrangiert. Obwohl Luise so hoch in der Rangliste stand, dass kaum jemand gut genug für eine standesgemäße Ehe mit ihr war, hatte man ihr die Wahl gelassen. Das war keine Selbstverständlichkeit. Oft waren Frauen in der Geschichte des Hochadels nur besseres Tauschgut. Doch die Österreicherin hatte sich bewusst, unter den wenigen Anwärtern, für Friedrich-August entschieden. Sie wollte diese Verbindung.

Stolz blickte sie in die stahlblauen Augen des blonden Prinzen und antwortete Anton Joseph Gruscha, dem Erzbischof von Wien, auf seine Frage: „Ja, ich will!“ Der päpstliche Legat stellte dieselbe Anfrage an den Sachsen, der ebenfalls bejahte. Das Paar reichte sich formell die Hand und lächelte. Papiere wurden unterzeichnet und der europäische Hochadel folgte dem Hochzeitspaar zu der anstehenden Kaiseraudienz.

Luise war von den Vorkommnissen des Tages völlig überfordert. Die ganze Trauung ging an ihr vorüber, als hätte sie geträumt. Erst jetzt, da sie vor den großen verzierten Türen, des Audienzsaals stand und die einstudierte Kür aus Etikette und Eleganz absolviert hatte, begriff sie, dass sie nun eine verheiratete Frau war. In diesem Augenblick spürte sie die Hand ihres Bräutigams. Fast erschreckt, sah sie zu ihm. Er lächelte sie an: „Bist du angespannt?“ Seine Gemahlin nickte. Er flüsterte: „Ich auch.“ In diesem Moment hörte man den Stockschlag des Zeremonienmeisters. Die Gardisten öffneten die hohen Türen und gaben den Blick frei auf den prachtvoll ausgestalteten Thronsaal. Das Brautpaar betrat den Raum. Während bei der Hochzeit nur die höchsten Adelsfamilien als Gäste Zutritt hatten, war hier das gesamte Gefolge der Hofburg versammelt. Höflinge, Hofdamen und Adel niedriger Ränge, hatten sich am Thron des Kaisers und der Kaiserin zusammengefunden. Die Braut hörte, wie der Zeremoniar das Brautpaar ankündigte. „Ihre kaiserliche und königliche Hoheit, Prinzessin Luise von Sachsen. Seine königliche Hoheit, Prinz Friedrich-August von Sachsen.“ Der versammelte Hof nickte bewundernd, als sie an ihnen passierten. Es wurde ganz still. Franz-Joseph saß stolz auf seinem Thron und lächelte sympathisch. Seine Frau Elisabeth, die Kaiserin, sah hingegen teilnahmslos auf ihr schwarzes Kleid. Langsam folgten dem Brautpaar auch die anderen Gäste, die in der Kirche waren. Als die Frischvermählten vor dem Thron ankamen, verneigten sie sich. Franz-Joseph zeigte mit einer Handbewegung an, dass sie sich erheben durften: „Meine liebe Luise, geschätzter Friedrich-August“, begann er seine Ansprache: „Ich freue mich, an diesem ganz besonderen Tage, meine Glückwünsche zur Trauung persönlich überbringen zu können.“ Er blickte zu Sisi. Die hob den Kopf und

lächelte kurz, bevor sie wieder, genervt von der Formalie, auf ihr Kleid sah. Franz-Joseph führte weiter aus: „Auch im Namen der Kaiserin wünsche ich euch jetzt, ein wunderbares Fest und ein erfülltes und fruchtbares Eheleben. Auf mich wartet leider schon wieder die Arbeit, aber lasst euch nicht vom Feiern abhalten.“ Luise und Friedrich-August verbeugten sich untertänig und sprachen wie aus einem Mund: „Wir danken euch Majestäten.“ Die Gardisten öffneten die Flügeltüren und gaben den Weg frei zu den nächsten Sälen.

Als der Saal sich geleert hatte, rang die Kaiserin sich dann doch noch zu ein paar Worten durch: „Sie hat mir einmal gedient“, stellte Elisabeth fest. Franz-Joseph zuckte regelrecht zusammen, wegen der unerwarteten Ansprache seiner Frau. „Wie bitte?“, wandte er sich an sie. Die Schwarzgekleidete sah der Braut nach: „Na Luise, sie war eine kurze Zeit, in meinen Diensten.“ Franz-Joseph antwortete kühl: „Alle Habsburger Mädchen dienen einmal der Kaiserin. Das ist Tradition.“ „Sie erinnert mich an mich, damals. Und an Rudolph“, unterbrach die Wittelsbacherin ihren Gattenforsch. „Ja und?“ „Sie ist auf das Leben an einem Königshof nicht vorbereitet. Viel zu ungestüm und frei. Ihre Eltern, im Salzburger Exil, haben sie doch tun und machen lassen, was sie wollte.“ Das Oberhaupt der Habsburger sah zu den Gardisten, welche die Flügeltüren zum Saal verschlossen: „Sie wird sich schon einleben“, mutmaßte er. „Sie wird fallen, Franz!“, prophezeite Sisi und stand auf: „Wir werden alle fallen. Unser Rudolph war nur der Erste. Vielleicht wird sie die Nächste.“ Die Trauernde wollte gehen, da erhob sich ihr Mann und streifte über ihren Handschuh: „Verlässt du die Hofburg gleich heute wieder?“ Elisabeth wandte sich von ihm ab: „Aber natürlich werde ich abreisen. Es gibt nichts hier, was mich noch hält.“ Franz-Joseph blieb alleine im Thronsaal zurück, während die Kaiserin, in Begleitung einer Hofdame, ging. Laut hörbar schnaufte der Kaiser durch. Er zog seine Uniform zurecht und verschwand ebenfalls.

Während Luise und Friedrich-August ihre Vermählung in der Hofburg feierten, kreuzte ein stolzer Viermaster irgendwo im Nord Atlantischen Ozean.

Die „Patrizia-Stella“ hatte kostbare Edelsteinfracht aus den Kolonien geladen und war auf dem Weg nach Lissabon. Der Kapitän blickte stolz über das gewaltige Segelschiff mit den polierten Holzplanken und sah, wie die Sonne mit einem prachtvollen Farbspiel im Meer versank. Ein Geruch von salziger Meerbrise und leckeren Essen aus der Schiffskombüse stieg in seine Nase. Der Küchenjunge ging mit einem großen Topf über das Deck und verteilte heiße Suppe an die Mannschaft.

„Kapitän!“, grüßte der 1. Offizier: „Auch für uns ist in der Messe angerichtet.“ Der Befehlshaber nickte und sah zu einem Maat: „Übernehmen Sie das Steuer“, befahl er und verschwand unter Deck. Am Tisch saß die Offizierscrew beisammen und erfreute sich am Abendmahl. „Ich vertraue dem neuen Schiffskoch immer noch nicht“, meinte einer der Offiziere und verdrehte die Augen, als der Löffel seine Zunge

berührte: „Aber kochen kann er, wie kein Zweiter“, fügte er bewundernd an. Der Kapitän wurde stutzig: „Warum haben Sie kein Vertrauen in den neuen Kombüsenchef, Hendrikson?“ Der Misstrauische kratzte mit dem Löffel den letzten Rest der Suppe aus dem Teller: „Es ist doch komisch. Unser alter Koch war jahrelang mit uns auf See, dann erkrankt er ganz plötzlich. Und wie aus heiterem Himmel will genau einen Tag später ein neuer Schiffskoch bei uns anheuern. Ich glaube nicht an solche Zufälle.“ Der oberste Befehlshaber stimmte zu: „Lassen Sie uns einfach wachsam sein, meine Herren. Wir haben kostbare Fracht, die weckt Begehrlichkeiten.“

Einige Stunden später fuhr die „Patrizia-Stella“ beinahe führungslos über das Meer. Die gesamte Mannschaft lag ohnmächtig auf dem Frachter verteilt. Der Koch, in seiner weißen Schürze, blickte auf den Kompass und hielt das Ruder auf Kurs. Er konnte nicht viel sehen, denn dichter Nebel zog auf. Plötzlich kletterten fremde Gestalten über die Reling auf das Schiff. Ohne Notiz von dem Mann am Steuer zu nehmen, erklommen die Unbekannten die Masten und holten eilig die Segel ein. Der Viermaster verlangsamte augenblicklich die Fahrt. Und wie aus dem Nichts, tauchte auf einmal ein ebenso großes Schiff aus dem Dunst direkt neben der „Patrizia-Stella“ auf. Gleichzeitig brausten die schweren Anker beider Kreuzer in den Nord Atlantischen Ozean. Eine massive Planke traf die Reling und verband die zwei Segler miteinander. „Gut gemacht“, lobte der Kapitän des Piratenschiffs den Koch, als er die ohnmächtige Mannschaft sah. „Wir sollten uns beeilen“, empfahl der Verräter: „Nicht jeder hat die gleiche Menge an Suppe gegessen, ich weiß nicht wie lange das Schlafmittel anhält.“ Der Befehlshaber der Räuber stimmte zu: „Durchsucht das Schiff, bringt alle her und kettet Sie aneinander.“ „Wann bekomme ich meinen Anteil?“, wollte der zwielichtige Schiffskoch wissen: „Ich habe alles genauso gemacht, wie Sie befohlen haben.“ Noch bevor der Chef der Piraten antworten konnte, trat ein weiterer aus seinem Schatten. Mit einem Dolch in der Hand ramnte er diesen in den Unterbauch des Verräters. Immer wieder, bis der Kombüsenchef Blut aus seinem Mund spuckte. Seine weiße Schürze färbte sich dunkelrot ein und der Koch brach keuchend, auf dem Deck zusammen, bevor er seinen letzten Atemzug tat. Der Kapitän murrte: „Du solltest doch warten, bis wir alle aneinandergekettet haben. Er war der Einzige, der genau wusste, wie viele Männer an Bord sind.“ Der Mörder wischte das Blut von seinen Händen und antwortete gelassen: „Du sagtest, ich solle ihn beseitigen. Sein gieriges Gehabe nervte mich schon in Banjul. Die Order war, keine Zeugen zu hinterlassen, und ich verspreche dir, es wird keine Zeugen geben.“ Der Oberbefehlshaber stimmte zu und der Gewalttäter stieg über den toten Leib und zerrte die ohnmächtige Mannschaft aneinander. Der Piratenkapitän beobachtete seine Piraten bei ihrem Tun und befahl: „Präpariert das Schiff genauso, wie es uns aufgetragen wurde.“ Er selbst nahm einen seiner Schlächter Papiere aus der Hand und brachte diese, in die Kapitänskajüte.

Müde und mit schmerzdem Kopf, wachte der Kapitän der „Patrizia-Stella“ auf. „Wo sind wir? Was ist passiert?“, stöhnte er und registrierte, dass er an langen Ketten mit

seiner Mannschaft zusammengekettet war. Er hörte das Hämmern und Klopfen auf dem Schiff, als wären fleißige Handwerker an der Arbeit. Er sah auf seine Matrosen, die teilweise wach oder noch schlafend neben ihm saßen. Die Piraten schleppten die schwere Kiste mit den Edelsteinen über die Holzplanken auf das andere Schiff. Einer der Räuber meldete seinem Kapitän: „Wir sind fertig und können alles zusammenpacken.“ Der Oberbefehlshaber nickte. Der gefesselte Mannschaftsführer sprach ihn an: „Wer sind Sie? Lasst uns sofort frei, ihr gemeinen Diebe“, befahl er, als hätte er noch etwas zu sagen. Der Pirat antwortete nicht, doch der Dolchmörder ergriff das Wort: „Wir sind keine gewöhnlichen Räuber, sondern Teil einer großen Bewegung, welche die Throne Europas zum Stürzen bringen“, brüstete sich der Messerstecher. Einer der Angeketteten fragte vorsichtig: „Werden Sie uns erschießen?“ Der Dolchschwinger lachte schrill und ging an den Anfang der Kette: „Warum Kugeln verschwenden, wenn es auch einfacher geht?“ Er öffnete die Tür der Reling und schob mit 3 weiteren Männern eine Eisenkugel mit 100 kg über das Deck hinaus. Die Kette an dem Eisengewicht wurde immer kürzer und die Mannschaft der „Patrizia-Stella“ registrierte, dass sie am anderen Ende der Metallglieder befestigt waren. Der Messermann lachte laut. Die schwere Kugel riss so stark am ersten Mannschaftsmitglied, dass ihm die zusammengeketteten Arme hinter seinem Rücken, aus den Schultergelenken gerissen wurden. Die Wucht des Zuges, ließ seine Glieder laut Knacken. Er brüllte vor Schmerzen und wurde in Windeseile über die hochglanzpolierten Planken hinaus ins Meer getragen. Ein Zweiter und ein Dritter folgten ihm. Der Kapitän schrie: „Alle festhalten! Wir müssen das Gewicht ausgleichen.“ Die Mannschaft der „Patrizia-Stella“ krallte sie an jedes Seil, das sie mit zusammengebundenen Händen greifen konnten. Die Kette stoppte. Ein Crewmitglied hing bereits mit dem Kopf über der Bordkante und ein weiteres mit ausgekugelten Armen in der Luft. Sein Gesicht berührte schon die Wasseroberfläche und die Wellen erstickten immer wieder die Schmerzschreie. Der Dolchmörder war wenig begeistert von der Sabotage seiner Beseitigungsaktion. Er nahm sein Messer und begann wahllos auf die Mannschaftsmitglieder einzustechen. Das Blut spritzte quer in die Gesichter und über das Schiff, bis die Menschenkette wieder ins Gleiten geriet. Der Kapitän, der als letzter in der Kette war, schimpfte auf den Mann im Blutausch: „Sie Schwein, Sie elendes Schwein!!!“ Doch der lachte nur. Gefangener für Gefangener rutschte nun in die See und wurde von der Eisenkugel auf den Grund gezogen. Immer schneller glitt die Mannschaft davon. Der Kapitän sah die Reling vor sich. Dann das Meer, das sich zwischen den beiden Schiffskörpern zischte. Mit Schwung wurde er über den Bordrand gerissen. Sein Kopf schlug auf der Schiffswand des gegenüberliegenden Piratenbootes auf und hinterließ eine blutige Spur. Letztlich verschwand er im schwarz der dunklen See und wenig später das Piratenschiff im Nebel der Nacht.

Der gekaperte Viermaster, gehörte dem Grafen von Stockhausen. Er war der Vater des besten Freundes von Friedrich-August, Ernst-Karl-Konstantin. Dieser entstammte einer ehrwürdigen Berliner Hoflakaien-Dynastie.

Dereinst musste ein preußischer Thronanwärter auf die Königswürde verzichten, weil er sich unstandesgemäß verliebt und vermählt hatte. Da er auf einen großen Skandal verzichtete, wurde er reich abgefunden. Auf einem Hügel, mit wunderschönen Blick über Dresden, errichtete er sich seine Residenz, Schloss Albrechtsberg. Seine damaligen Bediensteten folgten dem Prinzen ins sächsische Exil. Sie erbauten um den Palast herum prachtvolle klassizistische Villen. Das sogenannte Preußische Viertel. Allen voran, der Kammerherr des ehemaligen Kronprinzen, der Graf von Stockhausen. Er war der Onkel von Ernst-Karl-Konstantin. Um immer in der unmittelbaren Nähe seines Dienstherrn zu sein, bekam er von dem Berliner Adelspross, einen Bauplatz für sein Haus, direkt neben Albrechtsberg. Als der Prinz starb, erhielt sein treuer Wegbegleiter zum Dank, ein Diadem aus dem preußischen Kronschatz. Kurz darauf segnete auch der Kammerherr das Zeitliche. Dessen junger und geschäftstüchtiger Bruder übernahm das Anwesen mit seiner Familie.

Der Vater von Ernst-Karl-Konstantin war ein eifriger Geschäftsmann. Mit seinem Geschäftspartner in Portugal kaufte er sich ein Schiff und importierte Waren aus Afrika. Das Unternehmen machte beide, in kurzer Zeit, unermesslich reich. Während der Portugiese die Geschäfte leitete, verfolgte Ernst-Karl-Konstantins Vater ehrgeizig sein Ziel, in den sächsischen Hochadel aufzusteigen.

Der alte Graf liebte seinen Reichtum. Er investierte viel Geld in den Ausbau der bescheidenen Villa seines toten Bruders, zu einem schlossähnlichen Gebäude, dass sich mit Schloss Albrechtsberg messen konnte. Er war generös beim Ausfüllen des Wechsels für den Major, der dafür sorgte, dass sein Sohn bei der Militärausbildung in dasselbe Zimmer kam, wie Prinz Friedrich-August. Auch das geerbte Diadem ließ er umarbeiten, weil es ihm nicht prachtvoll genug erschien. Mit Diamanten aus afrikanischen Minen wurde es fürstlicher gestaltet, so dass die Blicke des Hochadels, beim Besuch der Oper, nur auf seine Familie gerichtet war. Ja, der alte Graf von Stockhausen liebte seinen Reichtum. Dabei vergaß er leider, dass Liebe oft blind macht. So bemerkt er nicht die Feinde, die sich längst an seinem Geschäft in Portugal vergriffen. Und nicht nur dort, auch im eigenen Hausstand hatten sich lange schon Gegner der Familie breitgemacht, ohne dass dies, vom alten Graf registriert worden war.

Ein junges, aufreizendes Dienstmädchen wedelte mit einem Staubwedel die Flusen vom Stuck. Der athletische, beste Freund von Friedrich-August war bemüht, sich auf seine Lektüre zu konzentrieren. Doch die Dienstmagd bückte sich provokant, so dass Ernst-Karl-Konstantin hoch über ihre langen Beine bis zu ihrem knappen Höschen sehen konnte. Der dunkelhaarige Mann mit den hypnotischen grünen Augen, schenkte den akrobatischen, lasziven Einlagen der schönen Blondine wenig Aufmerksamkeit. „Danielle“, brüllte der oberste Hausbutler erbost, als er den Lesesaal betrat: „Wie oft soll ich dir noch sagen, dass du nichts in den Zimmern verloren hast, wenn die Herrschaft anwesend ist“, schimpfte er wütend und befahl: „Geh sofort nach unten. Ich werde dich der Hausdame Rosa melden.“ Wenig motiviert folgte die



Schönheit dem Befehl und streifte mit ihrem Federwedel die Schulter des Grafen, als sie an ihm passierte. „Es tut mir so leid, Erlaucht“, entschuldigte sich der oberste Hausdiener. „Schon gut“, winkte der Aristokrat ab. Der Diener rückte seine Livree zurecht und räusperte sich: „Ihr Vater wünscht, Sie zu sehen.“ Ernst-Karl-Konstantin legte seine Lektüre beiseite. „Oh nein, Paul“, seufzte er: „Papa, möchte nur wieder darüber diskutieren, warum ich nicht nach Wien zur Prinzenhochzeit eingeladen wurde. Bitte sagen Sie ihm, ich wäre zu meinem Regiment geritten. Noch eine Standpauke vertragen meine Nerven nicht.“ „Sehr wohl, Erlaucht“, nahm der Butler den Befehl entgegen.

Während der beste Freund von Friedrich-August aus der Vordertür der Villa flüchtete. Verlies Danielle das Prachtgebäude am Hintereingang des Dienstbotentraktes. Durch den Schnee stapfte sie bis zur Mauer des benachbarten Schlossparks. „Du bist spät dran“, murrte eine düstere Gestalt in der Dunkelheit. „Ich konnte mich nicht früher losreißen“, verteidigte sich die aufreizende Dienstmagd: „Was gibt es denn?“, wollte sie genervt wissen. Der unheimliche Schatten antwortete: „Meine Kontaktleute haben das Schiff heute überfallen und präpariert. Ich habe die Behörden verständigt“, kurz machte er eine Pause und fügte an: „Und die Liga.“ „Dann beginnt es also“, fragte die eingeschleuste Spionin nach. Der Unbekannte bestätigte: „Ja, es hat begonnen.“

Friedrich-August und Luise verlebten eine gute Zeit auf ihrer Hochzeitsreise in Prag. Das Paar war zu Gast bei etlichen Bällen und lernte sich selbst besser kennen. Die Eltern der Erzherzogin stammten aus der Sekundogenitur der Habsburger. Ihre Regentschaft über die Toskana verloren Sie aber, als Franz-Joseph von Napoleon III. verraten wurde und er den Italienern zur Unabhängigkeit verhalf. Luises Eltern mussten fliehen. Seither lebten sie vom Geld und von der Gnade des Familienoberhaupts. Der Kaiser sprach Ihnen Räumlichkeiten auf der Salzburger Burg zu und eine Villa in Lindau. Dort fand die Verlobung zwischen der Habsburgerin und Friedrich-August statt. Luise und ihre Geschwister wuchsen, durch den Regentschaftsverlust, frei und ungebunden auf. Fernab von höfischem Zwang. All das war dem Wettiner Adelspross fremd. Er genoss eine pflichtbewusste Erziehung. Persönliche Freiheit musste dem Wohl der Familie geopfert und hinter dem Dienst am Königreich anstehen. Friedrich-August liebte die ungezwungene Art seiner Frau und wie sie auf Menschen zugehen konnte. Sie wiederum mochte ihn für seine Ruhe. Nichts konnte ihn aus der Fassung bringen. Er war stets beherrscht und wirkte wie ein Beschützer. Luise fühlte sich nach der Hochzeitsreise in ihrer Wahl bestätigt. Der Zug, den Kaiser Franz-Joseph gestellt hatte, brachte ein glückliches Paar ins Königreich Sachsen.

An der Grenze des Wettiner Reiches hielt die Eisenbahn an jedem Bahnhof. Dort wartete dann der Bürgermeister oder eine andere Abordnung, mit Blumen und Geschenken, für die neue Prinzessin von Sachsen. Luise genoss all die Aufmerksamkeit um ihre Person. Friedrich-August ahnte nicht, dass die freie und gelöste Art seiner Frau, ein großes Problem für ihn werden sollte. Die Österreicherin freute sich

auf ihre neue Heimat, denn sie dachte, sie könne dort frei und ungezwungen leben. Wie Bürger, aber mit königlichen Privilegien. In Wirklichkeit jedoch kam sie in eine Residenz, geführt nach einem Jahrhunderte alten, streng-konservativen Hausgesetz und Hofzeremoniell. Und das sollte nicht das einzige Problem, des jungen Paares bleiben. Draußen vor den Türen des Königspalastes schlossen sich immer mehr Feinde der Monarchie zusammen. Sozialisten, Anarchisten, Demokraten, Republikaner und das Proletariat, vereinte das Ziel, um die Vernichtung der Aristokratie.

Bevor der Zug Dresden erreichte, überraschte die Frischvermählte ihren Gemahl mit einer kreativen Idee: „Jetzt, wo wir verheiratet sind, brauchen wir Kosenamen für einander“, forderte sie und fügte an: „Friedrich-August ist mir einfach zu lang.“ Der künftige Kronprinz überlegte: „Mein bester Freund nennt mich *Rex*.“ „Das gefällt mir nicht“, seufzte Luise: „Ich will einen eigenen Namen für dich, den nur ich verwende.“ Ihr Gatte zuckte mit den Schultern. Seine Frau begann zu lächeln: „Fritz! So sollst du für mich heißen, wenn du es mir erlaubst.“ Der frischgebackene Ehemann wollte seiner Angetrauten nicht gleich den ersten Wunsch abschlagen, so willigte er ein, obwohl es recht befremdlich für ihn war. „Wie möchtest du mich nennen?“ Friedrich-August wirkte überfordert: „Luise ist doch schon sehr kurz?“ Seine Gattin senkte enttäuscht den Kopf. „Luisa!“, änderte er wenig ideenreich ihren Rufnamen ab: „So soll dein Kosename für mich lauten.“ Sie war etwas ernüchtert, aber sie sah den stolzen Blick ihres Gatten, der sich freute, als hätte er eine geistreiche Geschichte erfunden. „Gut“, lächelte sie: „Für dich bin ich nun Luisa.“ Die Österreicherin blickte aus dem Fenster und seufzte: „Wann werden wir endlich Dresden erreichen, Fritz?“ „Wenn du dich noch Umkleiden möchtest, solltest du dich beeilen, Luisa“, erklärte ihr Mann. „In Ordnung. Meine Mutter hatte extra für dieses Ereignis ein neues Kleid anfertigen lassen. Ich gehe in den Schlafwaggon. Sei so gut, schicke mir die Mädchen. Sie sollen mir beim Anziehen helfen.“

Kurze Zeit später war Friedrich-August bereits in seiner Paradeuniform und er wollte nachsehen, wie die Dienerinnen bei Luise vorankamen. Im Inneren hörte er es toben. Bevor er die Möglichkeit hatte, gegen die Türe zu klopfen, wurde diese vor seiner Nase aufgerissen. Eine verschüchterte Dienerin floh aus dem Waggon. Die Frischvermählte tobte: „Das ist die hässlichste Toilette, die mir meine Mutter jemals zusammen schneiden hat lassen. Ich sehe aus, wie eine Zigeunerin auf dem Jahrmarkt oder wie eine Negerbraut aus den Kolonien“, brüllte sie. Eine andere Magd versuchte, trotz des Fauchens ihrer Herrin, das Haar noch rechtzeitig aufzustecken. Friedrich-August lugte durch die offene Türe, ohne sich bemerkbar zu machen. „Sieh dir das an“, forderte sie lautstark die Dienerin auf und zeigte zu den lächerlich üppi-gen Perlensträngen, die an dem dunkelblauen Samt herunterhingen: „Was für eine widerliche Scheußlichkeit.“ Luise streckte sich durch. Das Korsett war so eng geschnürt, dass sie kaum atmen konnte. Die Magd war auf die plötzliche Bewegung nicht vorbereitet und zog versehentlich an einer Haarsträhne. Die aufgebrachte Prinzessin schrie schmerzerfüllt. Zornig erhob sie sich und gab der Zofe eine schallende

Ohrfeige. Die Dienerin begann zu weinen und sich zu entschuldigen, doch Luise war in Rage: „Verschwinde, du blöde Gans“, plärrte sie das Mädchen an und befahl: „Die Andere soll kommen und mir das scheußliche braune Cape mitbringen.“ Die Magd knickte heulend und suchte ebenfalls die Flucht durch die Türe.

Friedrich-August konnte gar nicht glauben, wobei er gerade Zeuge wurde. Luise setzte sich wieder an den Schminktisch. Sie posierte in dem hässlichen Fetzen, den ihr Alix von Bourbon-Parma, für den feierlichen Einzug in Dresden anbefohlen hatte. Da rollten plötzlich Tränen über ihre Wangen und sie schluchzte entsetzlich. Ihr Gemahl traute seinen Augen nicht. Er verstand nicht, warum seine Frau so ein Aufheben um ihre Garderobe machte. Auch er hatte oft gruselige Hüte und Accessoires zu Staatsempfängen zu tragen. „Die Toilette ist Politik!“, hatte seine verstorbene Mutter ihm schon als Kind eingebläut. So ließ er sich häufig von seinen Dienern ankleiden, ohne selbst in den Spiegel zu sehen. Dass seine Gemahlin über so eine Nichtigkeit die Contenance verlor, konnte nur an den Nerven liegen. Die letzten Stunden mussten unglaublich belastend, für sie gewesen sein. Der Prinz beruhigte sich in Gedanken und doch dämmerte ihm, dass er eine neue Seite seiner Braut kennengelernt hatte, die wohl einen leichten Drang zum Drama besaß. Gerade als der Frischverheiratete in den Waggon gehen wollte, um seiner „Luisa“ Trost zu spenden, hörte er hinter sich die Stimme einer Zofe: „Verzeihung, königliche Hoheit, ich müsste da einmal durch.“ Eine ältere, etwas beleibtere Magd, mit einem braunen Umhang auf dem Arm, drückte sich durch die Enge des Zugflures. „Kaiserliche und königliche Hoheit?“, begrüßte die Zofe ihre weinende Herrin erstaunt. Sofort tröstete sie die Österreicherin und diese nahm den Zuspruch dankbar an. Friedrich-August war erleichtert, dass eine Dienerin seiner Frau nun zur Seite stand, und er beschloss, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

„Ich sehe scheußlich aus“, jammerte Luise wenig später, als beide sich vor der Waggontüre zum Ausstieg bereit machten. „Wie eine Vogelscheuche“, fügte sie emotionsgeladen an. „Nein“, beschwichtigte ihr Mann kühl: „Du siehst wunderschön aus.“ Der jungen Habsburger Prinzessin gefiel, wie er log, und sie war bemüht zu lächeln. Der Zug fuhr in den Bahnhof ein und tausende von Menschen säumten die Bahnsteige und jubelten. Der frenetische Applaus und Beifall für ihre Person, hellte die Stimmung der Neusächsin schlagartig auf. Der Prinz freute sich über den spontanen Emotionswechsel, ersparte es ihm doch die Aufgabe, sich darum zu kümmern. Als der Zug abbremsste, griff die Österreicherin nach der Hand des Sachsen und drückte diese fest. Er zwinkerte seiner Gattin zu: „Dann wollen wir mal ...“ Die Türen öffneten sich und sofort wurde das neue Mitglied der königlichen Familie mit Blumen überhäuft. Das Volk feierte den Neuankömmling. Sogar in den Stahlträgern, des filigran überwölbten Bahnhofsdaches, saßen Menschen und begrüßten die österreichische Neubürgerin überschwänglich. Luise vergaß sofort ihre scheußliche Toilette und winkte ihrem Volk. Sie herzte Kinder am Bahnsteig und bedankte sich für die vielen Glückwünsche. Die Leibgarde brachte das frischvermählte Paar in den königlichen

Pavillon des Bahnhofes und von dort aus, in einer offenen Kutsche mit acht Vollblütern, begleitet von einem berittenen Ehrenregiment, zu den anstehenden Terminen.

Obwohl es winterlich war, hatte die Stadt keine Kosten und Mühen gescheut. Die gesamte Route war mit Blumengirlanden geschmückt. Tausende von Menschen säumten die Straßen und bejubeln das zukünftige Kronprinzenpaar. Sie streuten Blumenblätter vor die Kutsche und winkten mit Taschentüchern. Am Rathaus wurde Halt gemacht. Die Volksvertretung begrüßte offiziell den Neuankömmling. Dann führte der Weg weiter zum Residenzschloss, das seinerzeit eine gewaltige Baustelle war. Flügel für Flügel, wurde es von außen im Neorenaissance-Stil überformt und im Inneren modernisiert. Elektrisches Licht, Heizung und Sanitär. Alles wurde erneuert. Die beginnende Industrialisierung und die stattlichen Gelder aus den französischen Reparationszahlungen, hatten auch die Wettiner reich gemacht. In den Festsälen wurde gelacht und es spielte Musik. Ein Spalier an bedeutenden Persönlichkeiten musste das Paar bewältigen, denen die Braut vorgestellt wurde.

Auf dem Empfang war freilich auch Friedrich-Augusts ältere Schwester. Sie stand mit einigen Aristokraten in der Runde und unterhielt sich. Luise kannte Mathilde von früheren Bällen, aber mehr als 3 Worte, hatte sie nie mit ihr geredet. Die burschikose Herzogin musterte beinahe neidisch das neue Familienmitglied und war eifersüchtig auf das Glück ihres Bruders. Nur ein einziges Mal in ihrem Leben, hatte Sie sich wahrlich erfüllt gefühlt, dabei glaubte die Prinzessin unerschütterlich an die große Liebe.

Abgelehnt von zahlreichen Männern, verlacht vom europäischen Hochadel, behielt sie ihre Überzeugung selbst, als ihr Vater ihr riet, doch ins Kloster einzutreten, damit sie der Familie nicht ihr Leben lang auf der Tasche liegen würde. Und nach all den Rückschlägen war sie fast erstaunt, als sie tatsächlich noch von der großen Liebe kosten durfte ...

Ein junges Dienstmädchen, kaum älter als 15 Jahre, war einstmals in ihr Gemach gekommen, um Feuer anzuzünden. Doch sie stellte sich so ungeschickt dabei an, dass eine wertvolle Vase vom Kaminsims auf den Boden fiel und zerbrach. Mathilde, beschimpfte das Kind so sehr, dass diese sich vor lauter Angst einnässte. Die Herzogin sah die gelbe Pfütze unter den Füßen der Magd. Sie musterte das junge, faltenfreie und tränenverschmierte Gesicht. Ihr gefielen die angsterfüllten Augen der Dienerin. Mathilde fühlte sich plötzlich groß und unschlagbar. Sie fasste das Mädchen an die Wange. Begrabschte ihre zarte Haut. Dann glitt sie weiter nach unten, zu den jungen, unentwickelten Brüsten. Sie spürte eine Erregung in sich aufsteigen, wie sie sie noch nie zuvor gespürt hatte. Für einige Minuten hielt sie die Hand in der Bluse des Mädchens, berührte sich selbst dabei und atmete tief ein und aus. Als ihre Erregtheit nachließ, schickte sie die Dienstmagd fort. Glückselig über ihre Entdeckung sank sie auf ihr Bett. Sie hatte sich nicht geirrt. Die große Liebe existierte. Nur war es zu ihrem eigenen Erstaunen kein Mann, der sie zur Ekstase brachte. Mathildes

große Liebe war die **Macht**.

„Luise“, begrüßte sie ihre neue Schwägerin überschwänglich aufgesetzt: „Ich freue mich, dass ihr gesund hier angekommen seid.“ „Mathilde“, grüßte der Bruder seine große Schwester und gab ihr einen kaum spürbaren Kuss auf die Wange. Naiv und mit österreichischem Dialekt, äußerte die Neusächsin gleich einen Wunsch: „Ich möchte, dass wir beste Freundinnen werden.“ Die Schwägerin nickte dankbar und auch Friedrich-August wirkte zufrieden. „Und wenn du keinen Mann finden kannst ...“, fuhr Luise selbstbewusst aber unschicklich fort, „... dann sollst du meine oberste Haushalterin werden, sobald ich Königin bin“, versprach sie ihr. Die machthungrige Schwester war peinlich berührt und lächelte gezwungen: „Das sind ja hervorragende Zukunftsaussichten.“

Die Herzogin setzte sich ab. Friedrich-August sah ihr kurz nach und Luise unterhielt sich ungezwungen mit den anderen Gästen der Runde. Mathilde begann ein Gespräch mit einem älteren Ehepaar. Er gaffte jedem Frauenrock hinterher und ihre größten Zierden, waren der giftige Blick und eine Narbe über dem rechten Auge.

„Herzogin!“, grüßte die Dame und knickste, bevor sie neugierig fragte: „Wie kommt sie euch vor?“ „Ich fürchte, werte Gräfin von Reitzenstein, als Haushofmeisterin, ihrer kaiserlichen und königlichen Hoheit, werden Sie nicht nur ihren Haushalt zu führen haben, sondern auch die zu kurz gekommene höfische Erziehung nachholen müssen, die für eine Königin unabdingbar ist.“ Sie wandte sich an den älteren Herren: „Aber ihr Gemahl, als Haushofmeister meines Bruders, wird Ihnen sicherlich zur Seite stehen.“ Der betagte Graf von Reitzenstein nickte und lächelte gequält. Mathilde klopfte, mit einem zusammengefalteten Spitzenfächer, auf die Brust der adligen Dienerin: „Liebe Gräfin, Sie waren schon bei Hofe, als ich auf die Welt kam, und ich bin dankbar, dass mein Onkel, der König, Sie beide für dieses hohe Amt des zukünftigen Kronprinzenpaars bestimmt hat. Ich weiß um ihre Treue zur Krone. Es liegt in unser aller Interesse, dass das Königreich eine Herrscherin erhält, die der Nachfolge meiner Tante auch würdig ist. Dem sind wir gemeinschaftlich verpflichtet.“ Das alte Grafenpaar stimmte zu. Mathilde merkte an: „Der König und die Königin, haben viel zu tun, sie können sich um solche Belanglosigkeiten nicht kümmern. Meine Mutter ist tot. Ich fühle mich verantwortlich für das Wohl meines kleinen Bruders. Ich erwarte daher einen täglichen Rapport über das Tun und Handeln unserer zukünftigen Kronprinzessin. Es wird keine Korrespondenz, keine Audienz oder Visite geben, ohne das ich dies erfahre. Haben Sie das verstanden?“ Die Haushalter von Friedrich-August und Luise bestätigten: „Jawohl, königliche Hoheit.“ „Gut“, gab Mathilde selbstbewusst zur Antwort und zeigte auf das frischvermählte Paar, welches direkt auf die Reitzensteins zuhielt: „Da kommt das österreichische Frauenzimmer mit meinem Bruder. Sie sollen ihnen wahrscheinlich ihr Appartement im Prinzenpalais zeigen.“ Noch bevor das Prinzenpaar, ihre neuen Bediensteten erreicht hatte, verließ Mathilde die Runde.

Der Einzug der kaiserlichen und königlichen Hoheit in die Residenz, sorgte nicht nur bei der unverheirateten Wettinerin für Verstimmung. Auch in der Villa Stockhausen teilte man das Gefühl, dass Friedrich-August seine wahren Freunde nicht ausreichend bedacht hatte.

„Es ist enttäuschend“, stellte Ernst-Karl-Konstantins Vater vorwurfsvoll fest: „... und beschämend“, fügte er hinzu. Sein Nachkomme streifte sich durch die schwarzen Haare. „Ja, ich bin sein bester Freund, aber stehe im Rang noch lange nicht hoch genug, dass ich Zugang zu einer kaiserlichen Hochzeit bekomme“, rechtfertigte sich der junge, athletische Mann. Der alte Graf tobte: „Es ist unverschämt, dass dich der Prinz nicht einmal zu dem heutigen Empfang seiner Gattin geladen hat. Wofür habe ich die letzten Jahre denn ein Vermögen investiert? Wer weiß, wen du hättest kennenlernen können. Vielleicht hätte sich eine der Erzherzoginnen in dich verliebt, oder eine Fürstentochter“, seufzte er und stellte fest: „Es gibt doch weit Hässlichere als dich.“ Sein Sohn war dabei sich gerade zu entschuldigen, da klopfte es an der Türe. „Herein!“, murrte der adlige Geschäftsmann. Der Hausbutler Paul betrat die Bibliothek und trug ein silbernes Tablett vor sich her. „Was ist denn Paul?“, wollte der alte Graf erfahren. „Ein wichtiges Telegramm, Erlaucht“, antwortete der Hausangestellte und ging auf seinen Dienstherrn zu. Dieser betrachtete kurz das Kuvert. Irritiert nahm er den Umschlag. Der Butler nickte und trat ab. „Du kannst auch gehen, Ernst-Karl-Konstantin“, befahl sein alter Herr und gab ihm mit auf den Weg: „Aber du musst dich bei Prinz Friedrich-August mehr anstrengen. Das erwarte ich von dir. Er darf dich nicht noch einmal so übergehen.“ Traurig bestätigte sein Sohn: „Ja Vater.“ Der junge Mann verließ den Raum und ging durch das Vestibül zum Treppenhaus nach oben in sein Zimmer.

Genervt atmete er aus und setzte sich an seinen Schreibtisch. Plötzlich klopfte es ganz zaghaft an seiner Zimmertüre? „Herein“, murrte Friedrich-Augusts bester Freund. Fast schon tänzerisch trat Danielle, das junge aufreizende Hausmädchen in den Raum.

Auch das Dienstmädchen träumte sich als Kind bereits an den Königshof. Der frühe Tod ihrer Eltern, holte sie in die Realität. Sie schloss sich einer Gruppe sozialistischer Revolutionäre an. Die erteilten der Schönheit den Auftrag, Friedrich-Augusts besten Freund auszuspionieren. Anfangs tat sie diese Aufgabe gerne, doch dann verliebte sie sich in den jungen Grafen. Dessen Interesse jedoch, war nur von fleischlicher Natur und verblasste mit der Zeit. Immer neue Ideen musste Danielle entwickeln, um ihren Schwarm nah sein zu können. Die linksorientierte Gruppe, der sie diente, hatte ihre eigenen Pläne mit dem Grafen und seiner Familie. Auch der Dienstmagd wurde das ewige Buhlen, um seine Gunst allmählich leid. Unerwiderte Liebe wandelte sich langsam zu Hass.

Demonstrativ lehnte sich Ernst-Karl-Konstantin über ein Buch, das auf dem Schreibtisch lag: „Ich hab dir bereits öfters gesagt, dass du mich in Ruhe lassen sollst“, zischte der beste Freund von Friedrich-August. Mit einem verführerischen Blick ging Danielle auf den jungen Grafen zu: „Wir hatten früher doch so viel Spaß zusammen.“ „Das war früher“, wiegelte der Jungaristokrat uninteressiert ab. „Aber ich habe da noch etwas Süßes für dich.“ Langsam öffnete sie die Knöpfe ihrer Bluse. Ohne vom Schreibtisch hochzusehen murrte der junge Gardist: „Danke, ich möchte nichts.“ Sie setzte sich auf das Möbelstück und hob ihre Dienstuniform so, dass er über ihre langen Beine bis in ihren Schritt blicken konnte. „Bist du sicher?“, fragte sie nach. Sein Auge folgte ihren aufreizenden Bewegungen. Er schnaufte tief durch: „Ja, ich bin sicher“, bestätigte er selbstüberzeugt und spürte doch schon, wie prall seine Hose geworden war. „Schade“, seufzte sie und fügte hinzu: „... Ich hätte da aber noch eine Überraschung gehabt.“ Ernst-Karl-Konstantin sah sie fragend an. „Du kannst hereinkommen“, rief die Verliebte gegen die geschlossene Türe. Der junge Graf lehnte sich neugierig in seinen Stuhl zurück. Schüchtern betrat Charlott, eine neue Dienstmagd, das Zimmer. Der Adelspross lächelte interessiert. Danielle trat an das zurückhaltende Hausmädchen heran und streifte ihr die weiße Schürze ab. Mit erwartungsvollen Blick beäugte sie die Neue. Sie öffnete ihre Lippen leicht und küsste das schüchterne Mädchen. Die kleine, glitschige Zunge in ihren Mund, ekelte die Anhängerin der Sozialisten, doch sie wusste, dass es ihrem Dienstherrn gefällt. Kurz sah sie auf Ernst-Karl-Konstantin, der entspannt in seinem Stuhl versank und seinen Schritt massierte. Er hatte die Beine weit gespreizt und Danielle konnte mühelos erkennen, dass ihm das Unterhaltungsprogramm zusagte. „Zieh dich aus“, flüsterte das Dienstmädchen zu ihrer Kollegin. Die tat, was ihr aufgetragen wurde. Auch die Verliebte streifte sich verführerisch, die restliche Dienstuniform von ihrem makellosen Körper. Auf allen vieren kroch sie zum Bürostuhl des jungen Grafen und schauspielerte Unterwürfigkeit. Mit ihren Händen fuhr sie an seinen Oberschenkeln nach oben. Ernst-Karl-Konstantin begaffte die nackte Figur von Charlott, die versuchte, ihre Blöße zu verdecken. Die Enge seiner Hose schnürte ihm die Lust ab. Erregt öffnete er den Hosenbund und streichelte seine Männlichkeit. Danielle nutzte die Möglichkeit. Zärtlich verwöhnte sie den Grafenspross mit ihrer Schnute. Dann streckte sie sich nach oben. Sie drückte ihre nackten Brüste gegen seinen Oberkörper. Er öffnete leicht den Mund. Vorsichtig streifte das selbstbewusste Hausmädchen, mit dem Daumen über seine Unterlippe, bevor sie ihn stürmisch küsste. Langsam knöpfte sie seine Uniform auf.

In diesem Moment hörte man einen lauten Schuss durch die Villa hallen. Erschreckt sahen sich die drei an. Charlott hob sofort ihre Kleidung auf. Ohne sich etwas anziehen, raffte sie alles zusammen und rannte aus dem Zimmer. Ernst-Karl-Konstantin schloss eilig seine Hose. „Bleib besser hier“, befahl er der Linksdenkerin und verließ ebenfalls seine Stube. „Aber gerne“, lächelte Danielle zufrieden und setzte sich nackt, auf den frei gewordenen Platz.

Ernst-Karl-Konstantin indes, rannte zur Galerie und sah nach unten. Charlott hatte gerade die letzte Stufe genommen, da öffnete sich die Türe zum Dienstbotenbereich. Die Hausdame, Fräulein Rosa, und die weiteren Angestellten betraten den Wohntrakt. Auch die Mutter des Grafen und Paul, der Hausbutler, fanden sich im Vestibül ein, um den Ursprung des Schusses zu suchen. Die Chefin der weiblichen Dienerschaft musterte die nackte Magd. Ihr Blick wanderte nach oben zu Ernst-Karl-Konstantin der, mit zerzausten Haaren und geöffneter Uniform, von der Galerie lugte. Fräulein Rosa versetzte der Neueingestellten eine schallende Ohrfeige. „Du bist entlassen“, fauchte sie die Dienstmagd an: „Ohne Zeugnis“, fügte sie hinzu. Charlott lief weinend, vorbei an den Kollegen nach unten. „Woher kam der Schuss?“, fragte Ernst-Karl-Konstantin. Der Butler antwortete: „Ich glaube aus der Bibliothek.“ Die Dienerschaft strömte gemeinschaftlich zu dem Raum. Der junge Graf lief die Treppe nach unten und hörte schon, das Gefeuse seiner Mutter. Als er das Bücherzimmer erreichte, trat das Fräulein Rosa wieder heraus. Sie war kreidebleich und hielt sich den Bauch. Dann fing sie an zu würgen und spie. Ernst-Karl-Konstantin bahnte sich einen Weg durch die Angestellten. Im Inneren lag der alte Graf in einer riesigen Blutlache. Die Gräfin kniete weinend, vor ihrem Mann. Neben dem Toten befand sich ein Duellrevolver. Der Hausbutler Paul rang um Luft. Er suchte Halt an einem Buchregal. Etwas Schlüpfriges rann an seiner Livree herunter. Geschockt sah er auf seinen Ärmel und dann auf die Bücher. Blut und Gewebe, vom Hirn des alten Grafen, haftete an den Bänden und tropfte auf die Uniform des Butlers. Erschrocken wischte er sich die breiige Masse von der Kleidung. „Ich rufe nach der Polizei“, entschloss er sich und verließ den Raum. Völlig apathisch kniete Ernst-Karl-Konstantin neben seiner weinenden Mutter. Er sah auf die Leiche seines Vaters, mit dem er sich doch eben noch unterhalten hatte. Im offenen Kamin knisterte ein brennendes Holzsplit. Der junge Graf blickte in das Feuer. Er erkannte die letzten Überreste eines Telegramms, das in Flammen aufging. „Alle raus!“, brüllte die Gräfin die Belegschaft an. Schnell entfernten sich die Angestellten aus dem Raum. Fräulein Rosa würgte immer noch und musterte die Pfütze ihres Auswurfs, als Danielle völlig unbeeindruckt von den Vorkommnissen, die Treppe hinunter schritt. „Wo kommst du jetzt her?“, wollte die strenge Hausdame wissen. Die Gespielin des neuen Hausherrn zuckte entspannt mit den Schultern: „Ich habe oben Staub gewischt.“ „Du segelst hart am Wind, Fräulein“, warnte die alte Jungfer: „Geb‘ Gott, dass du nicht irgendwann untergehst.“ Die Sozialistin rollte mit den Augen. Die Hausdame befahl: „... und jetzt ... mach das weg.“ Sie zeigte auf die stinkende gelbbraune Pfütze. Ernst-Karl-Konstantin indes trauerte mit seiner Mutter. „Mama, warum hat er das nur getan?“, wollte er wissen. Die Gräfin hörte auf zu weinen und sah zu ihrem Sohn: „Ich weiß es nicht.“ Dann griff sie nach seiner Hand: „Das spielt auch keine Rolle mehr, mein Junge. Wichtig ist nur, dass du begreifst, dass *du* nun das Oberhaupt dieses Hauses bist.“ Fast schon angeekelt sah sie auf ihren toten Mann: „Ich hoffe, du wirst deiner Verantwortung besser gerecht als er.“

Die Monate vergingen und Luise war guter Hoffnung. Alleine damit gewann die



Österreicherin schon Sympathien bei ihrem Mann und ihren Untertanen. Doch die freiheitsliebende Prinzessin tat sich schwer mit dem immer gleichen höfischen Tagesablauf, aus Handarbeiten, Beten und Essen. Der Gang nach draußen in Begleitung war zwar nicht verboten, aber nur mit königlicher Erlaubnis. An Hofbällen oder wenn die Familie die Oper besuchte, fiel Luise daher oft aus der Rolle und eckte an. Die Schwangere hätte sich besser ein Beispiel an Mathilde nehmen sollen. Die hatte im langweiligen höfischen Alltag ein neues Hobby für sich entdeckt. Die Verfehlungen ihrer österreichischen Schwägerin zu sammeln.

Die burschikose Herzogin saß an dem Frühstückstisch mit ihrem Vater. Beide aßen alleine, denn Friedrich-August und Luise waren auf dem Weg nach Berlin. Georg war der amtierende Thronfolger und der Bruder des aktuellen Königs Albert. Im Hintergrund des Tisches stand der oberste Hausbutler und dirigierte allein mit Blicken zwei junge Diener. Stets mit gesenktem Kopf, erfüllten Sie Vater und Tochter jeden Wunsch. „Sie beschwert sich immer noch“, berichtete Mathilde. „Worüber?“, wollte der greise Kronprinz wissen, während er in einer Zeitung blätterte. „Ihr gefällt die Einrichtung in den neu renovierten Apartments nicht“, antwortete seine Älteste und nahm einen Schluck aus einer Meißner Porzellan Tasse. Georg schüttelte ungläubig den Kopf: „Was hat Sie denn? Dieses Neu-Rokoko ist doch sehr hübsch. Prunkvoll. Sonst kann es ihr nicht üppig genug sein.“ „Ihr gefallen die ganzen Putten und Engel nicht. Sie fühlt sich beobachtet“, nannte Mathilde ihrem Vater die Begründung. „Gerade die geschnitzten Engelchen sind das Schöne daran. Sie sind es, die uns auf Erden beschützen und am Ende zu Gott führen.“

Die Herzogin verdrehte die Augen und schwieg. Sie wusste, wenn sie darauf jetzt antworten würde, bekäme sie eine Lektion aus dem aktuellen Hauskatechismus. Denn schon als junger Mann, liebte Georg Gott. Zumindest die katholische Version davon. Nur einmal im Leben wurde sein Glaube auf eine harte Probe gestellt. Als seine Frau Maria-Anna von Portugal schwanger wurde, wünschte er sich nichts sehnlicher als einen männlichen Nachkommen. Stolz sang er das Lied, „nun danket allen Gott“, bei der Geburt seiner ersten Tochter, die bald darauf verstarb. Im festen Einklang mit seiner Konfession erklang derselbe Choral, bei der Entbindung seines zweiten Töchterchens, die ebenfalls kurz danach die Welt verließ. Etwas ungeduldig, summte er die Hymne an den Allvater, bei der Geburt des dritten weiblichen Abkömmlings, Mathilde, die in seiner Vorstellung völlig unnütz für die Dynastie war. Doch als dann endlich sein Sohn Friedrich-August die Welt erblickte, war er mit Gott versöhnt und blieb es seither.

„Es ist eine große Ehre, dass Kaiser Wilhelm, deinen Bruder und die Österreicherin, zu einer Audienz nach Berlin eingeladen hat“, setzte Kronprinz Georg das Gespräch mit seiner Tochter fort. „Luise hat sich auch sehr gefreut“, lächelte die Herzogin, und kleine Krümel, die noch in ihrem abgepuderten Damenbart hingen, fielen auf die Tischdecke vor ihr: „Sie hat den Botschafter sogar umarmt, als er ihnen die Nachricht

überbrachte.“ Georg schüttelte den Kopf und kommentierte empört: „Das ist ja skandalös!“ Kurz überlegte er und streifte sich durch seinen weißen Vollbart: „Das muss die Schwangerschaft sein, anders kann ich mir so ein Verhalten nicht erklären.“ Er lehnte sich wieder über seine Zeitung und murrte: „Hoffentlich wurde es ein ordentliches Kind und kein Mädchen.“ Mathilde stand auf und die Diener eilten los, um ihr den Stuhl zurückzuziehen. „Es mag dich verwundern Papa ...“, verabschiedete sich die Herzogin selbstbewusst und fuhr fort: „... auch Prinzessinnen braucht das Land.“ Noch bevor sie den Raum verlies, gab ihr Vater zur Antwort: „Ja, aber keine Ledigen, die sind eine Geisel Gottes.“

Nicht nur Kronprinz Georg musste sich an jenem Tag, Widerworte des weiblichen Geschlechts gefallen lassen. Auch Friedrich-August lernte eine neue, wenngleich unschöne Seite an seiner Gattin kennen.

Während der 8-stündigen Fahrt nach Berlin wurden etliche Themenblöcke behandelt, bei denen Luise sich ihren Frust über das Leben auf der königlichen Dauerbaustelle von der Seele sprach. Die Langweile im Schloss, die ewige Einhaltung der Etikette und letztlich, die Thronfolge. Gerade dieses letzte Thema wurde, in den ersten Ehe-Monaten des frischvermählten Paares, zu einem Dauerbrenner. Luise war der Meinung, dass Friedrich-Augusts alter Vater auf die Krone verzichten sollte. Sie sähe es gerne, wenn er die Königswürde an seinen jungen Sohn und dessen schwangere Frau, abtreten würde. Ihr Gatte fand die ständige Diskussion darüber, völlig unangebracht und geschmacklos. Luise argumentierte, dass Georg beim Volk nicht beliebt sei, sie hingegen schon. Der Prinz aber wusste, dass sein Vater die Thronfolge, als von Gott vorbestimmt betrachtete und daher nie auf seinen Anspruch verzichten würde.

Als der Pferdewagen in Berlin ankam und an der Baumallee, von „*Unter den Linden*“, auf das Stadtschloss zufuhr, lag ein langer, hitziger Streit hinter dem Paar. Luise bemühte sich dennoch, um ein freundliches Lächeln für die Bürger, welche die Straßen säumten und der berittenen Ehrengarde zujubelten. Plötzlich klatschte eine Handvoll alter, stinkender Eier an das Fenster der Kutsche. Die Schwangere erschrak dabei fürchterlich. Auch Friedrich-August blieb für einen Moment das Herz stehen. Langsam tropfte die sämige, gelbe Masse an den Scheiben herab und gab den Blick wieder frei. Die Österreicherin sah Polizisten, die einen Mann jagten. Wütend rief dieser: „Haut ab, ihr Aristokraten Pack, es lebe die sozialistische Revolution.“ Die Ordnungshüter rangen den Revolutionär nieder und prügeln mit Schlagstöcken auf ihn ein. Luise und Friedrich-August sahen sich erleichtert in die Augen. „Ein Verrückter“, beruhigte der Prinz seine Gattin und nahm ihre Hand. Sie streichelte über den Bauch, in dem ihr ungeborenes Kind heranwuchs und atmete tief durch. Der Streit war vertagt, aber nicht vergessen.

Die Kutsche hielt und die Frischvermählten wurden ins Schloss zum Galadinner

geführt, welches zu Ehren des sächsischen Prinzenpaars organisiert wurde. Beim Gang durch die Säle kam Luise Dresden recht provinziell vor. Nicht einmal die Hofburg in Wien konnte mit solcher Prachtentfaltung mithalten. Prunk, Luxus und Gold an allen Ecken. Tief beeindruckt wurden Friedrich-August und seine Gattin dem Oberhaupt des Deutschen Reiches und dessen Frau vorgestellt.

Nach der Audienz gab es ein Abendessen. Der gesamte Hof und die obersten Minister waren anwesend. Die Schwangere durfte neben der Landesmutter sitzen, und ihr Gatte beim Kaiser. Angeregt unterhielt sich die werdende Mama mit Kaiserin Auguste über die Kindererziehung. „Ich habe jedes meiner Kinder selbst genährt“, stellte die Repräsentantin Preußens hervor. „Aber das ist doch gegen die Etikette“, meinte die angeheiratete sächsische Prinzessin irritiert. „Das ist mir egal“, winkte die höchste Frau des Reiches ab und machte klar: „Schließlich bin ich die Kaiserin. Wer sollte mir befehlen?“ Sie lachte laut und aufgesetzt. Luise sah zu Friedrich-August und seufzte auffallend: „Ich fürchte, nicht jeder erkennt den wahren Wert einer Krone, Majestät.“ Der sächsische Prinz verstand die Sticheleien um die Thronfolge und obwohl es ihn innerlich ärgerte, ging er gar nicht darauf ein. „Majestät, wie viele Kinder habt ihr nun?“, wollte er von Kaiser Wilhelm wissen. Der zwirbelte seinen Schnurrbart und gab stolz zur Antwort: „Fünf kleine Hohenzollern haben wir ...“, er sah auf den Bauch seiner Gattin und mutmaßte: „... und ich müsste mich schon arg täuschen, wenn da nicht noch etwas unterwegs wäre.“ Das junge sächsische Paar blickte irritiert zur Kaiserin. Die lachte wieder laut und aufgesetzt: „Ich weiß bis jetzt von nichts.“ Wilhelm der II. flüsterte sehr unschicklich in das Ohr von Friedrich-August: „Zehn Jahre, habe ich Gott geschworen, beschlafe ich mein Weib bis die Latten knicken und danach...“, zwinkerte er dem sächsischen Prinzen zu: „... sehe ich mir an, was die Damenwelt sonst für einen Kaiser zu bieten hat.“ Der Frischverheiratete lächelte verkniffen. Der Landesvater klopfte laut auf den Tisch: „Wir wollen in den Park spazieren gehen, mein Lieber und die Weiber über ihren Kinderkram sprechen lassen.“ Der junge Prinz stimmte zu. Sie verabschiedeten sich von ihren Damen und verließen das Schloss nach dem Park.

Kaiser Wilhelm II. hatte die Einladung nicht ohne Hintergedanken ausgesprochen. Das junge Reich wurde von vielen Feinden bedroht. Während sich Sachsen nur mit „Terrorgruppen“, wie Sozialisten, Demokraten, Anarchisten und Republikanern, herumschlagen musste, plagte sich der Kaiser auch noch mit Minderheiten. Nicht nur Glaubensminderheiten wie die Juden oder Jesuiten spalteten die „*einheitlichen Riten*“ des Reiches. Bei der Neuordnung der Gebiete hatte man so manche Region annektiert, die im Laufe der Geschichte zu verschiedenen Nationen gehörte. Da gab es Friesen, Sorben, Elsässer, Litauer und Dänen. Doch besonders die Polnisch sprechende Minderheit, war ihm, wegen deren Anzahl und des Einflusses, den sie hatten, ein Dorn im Auge. Er wünschte sich sein Reich zu „*germanisieren*“. Ein Gemeinschaftsgefühl zu erschaffen und den „*Nationalismus*“ zu fördern. Dafür benötigte der Preuße die Hilfe des Wettiner Prinzen.

„Lieber Friedrich-August, es ist so schön, dass du uns mit Luise in Berlin beehrst, denn ich brauche deine Hilfe.“ Der junge Prinz wurde hellhörig: „Sprecht Majestät und ich werde mich bemühen“, versprach der Wettiner. „Mein Großvater und Bismarck haben damals 28 Königreiche, Fürstentümer und die freien Städte unter eine Kaiserkrone gezwungen, doch diese zu Einem obliegt mir.“ Er lächelte und monologisierte weiter: „Es ist meine Aufgabe, ein Einheitsgefühl zu erschaffen, den Nationalismus zu fördern und abtrünnige Gruppen zu germanisieren. Wer sich nicht an die einheitlichen Riten unseres Reiches hält, der ist ein Feind des deutschen Kaiserreichs ... und die will ich mir vom Halse schaffen.“ Friedrich-August nickte: „Ich verstehe, Majestät, wie kann Sachsen euch dabei unterstützen?“ Der Kaiser seufzte: „Besonders die Polnisch sprechende Minderheit ist mit ein Dorn im Auge. Sie machen mir im Reichstag das Leben schwer und ich kann sie nicht länger im Reich dulden. Doch offen bekämpfen darf ich sie auch nicht. Es soll keine Unruhe im Kaiserreich entstehen. Ich habe daher eine Landkaufkommission gegründet, um Land von Polen anzukaufen und dieses mit Deutschen zu besiedeln.“ Er blickte zu dem Wettiner und lächelte: „Sachsen könnte mich sehr unterstützen, in dem es Ländereien in Ostpreußen und Schlesien ankauft und aus den undeutschen Händen befreit.“ „Warum kauft ihr es denn nicht selbst, Majestät?“, erlaubte sich der Prinz eine Gegenfrage. Der Kaiser stöhnte: „Wenn ich zu viel Geld für diese Aktion ausbebe, wissen die Polen, dass ich vorhabe sie zu vertreiben. Außerdem leiden die Sozialkassen und dann habe ich wieder diese rote Pest im Nacken, die sich auch überall ausbreitet.“ Der junge Prinz war nicht dumm und wollte wissen: „Welchen Vorteil hätte es denn für Sachsen, diese Ankaufskommission zu unterstützen?“ Der Kaiser war auf die Frage vorbereitet: „Nun die angekauften Gebiete blieben formal natürlich unter der preußischen Kaiserkrone, doch ich würde kleine Grafschaften daraus bilden und die Würde, mit all den Erträgen, an die Ersterer verleihen. So locke ich auch große Industrielle, die einen Grafentitel anstreben.“ Der Sachse nickte: „Das ist nicht unklug und es ist gutes Land da. Unsere Industrialisierung raubt viele Agrarflächen. Ich werde mit meinem Onkel, König Albert, darüber sprechen, Majestät.“ Diese Antwort war Wilhelm nicht genug. „Albert weiß bereits davon, doch er zaudert. Wirst du denn in meinem Sinne vorsprechen? Es würde sich sehr für dich lohnen“, versprach der preußische Landesvater. Friedrich-August war irritiert: „Was meinen, Majestät?“ Der Kaiser zwinkerte: „Wenn du mir hilfst, dass Sachsen in das Landkaufprogramm einsteigt, werde ich dafür sorgen, dass die Thronfolge zu deinen und Luises Gunsten geändert wird. Oder möchtest deine Gemahlin erst als alte Frau regieren?“ Der Wettiner lächelte gezwungen, denn das Angebot grenzte an Hochverrat gegen seinen Vater, doch er wusste auch, wie sehr seine Gattin nach dem Thron trachtete: „Ich werde mich für euch verwenden, Majestät“, versprach der Prinz und der Kaiser war zufrieden: „Dann fehlt dir jetzt nur noch ein männlicher Thronfolger, der nicht alleine Herr über das Königreich Sachsen, sondern auch Gebieter von zahlreichen Reichsgrafen-Würden im Osten wird.“

Am nächsten Tag verließ das zukünftige Kronprinzenpaar das Berliner Stadtschloss. Luise hatte den Luxus des Kaiserhofes genossen. Das Machtgefühl, welches dort geradezu in der Luft lag, machte sie noch begieriger auf den Thron. Die Freiheit und das Recht, tun und lassen zu können, was man möchte, gepaart mit unermesslichen Reichtum, wer wollte das nicht? Sie sah wütend zu Friedrich-August, der ihr mit seiner selbstzufriedenen Art missfiel. Dieser hatte noch das Gespräch des Kaisers im Kopf und trug schwer daran. Dass eine Kaiserkrone nicht nur Macht und Wohlstand bedeutete, wie Luise sich dies vorstellte, sondern eine gewaltige Last sein konnte, beschäftigte ihn innerlich. Er spürte ihren Blick und missdeutete diesen. Der werdende Vater dachte, seine Gattin wünschte sich eine Unterhaltung. Naiv berichtete der Prinz von dem Gespräch mit Kaiser Wilhelm.

Er monologisierte, dass er nicht wisse, wie er darauf reagieren sollte und dass er zunächst einmal gar nichts tun werde. Da platzte der temperamentvollen Prinzessin endgültig der Kragen: „Also manches Mal bist du wirklich dämlich, Fritz“, zischte sie ihn an. Friedrich-August sah vollkommen überrascht zu seiner Gattin. Die legte nach: „Der Kaiser präsentiert dir die Königskrone praktisch auf dem Silbertablett und du weist nicht, was du tun sollst?“ Luise schaute zornig zu ihrem völlig überforderten Ehemann und drohte: „Wenn du nicht mit König Albert, in unserem Sinne, über diese Sache sprichst, werde ich es tun.“ Nun war auch der sächsische Prinz verärgert. Der Tonfall, den seine Gattin neuerdings anschlug, schmeckte ihm gar nicht: „Lerne du erst einmal, nicht immer so emotional zu reagieren. Das steht einer Königin nicht an. Ihrem Ehemann zu widersprechen übrigens auch nicht“, klärte er sie auf. Wütend verschränkte sie die Arme auf den Schwangerenbauch und sah den Rest der Fahrt aus dem Fenster. Herr und Frau von Reitzenstein hatten sich aufgestellt, um ihre Dienstherrn huldvollst, in Empfang zu nehmen. Doch die Rückkehrer gingen wortlos an ihnen vorbei. In zwei unterschiedlichen Richtungen liefen sie an der Freitreppe nach oben. Laut hörte das Grafenpaar, wie die Türen zum Apartment nacheinander zugeschlagen wurden.

Armer Friedrich-August sein Eheleben entwickelte sich in eine Richtung, die er nicht vorhergesehen hatte. Damit nicht genug. Auch sein bester Freund, Ernst-Karl-Konstantin Graf von Stockhausen, war dem sächsischen Prinzen derzeit nicht wohlgesonnen. Dereinst im Militärdienst hatten sie sich eine Stube geteilt. Waren bei jedem Manöver unzertrennlich. Doch kaum hatte er geheiratet und einen Hausstand gegründet, fand er keine Zeit mehr für seinen besten Freund. Der Graf stand zu niedrig, um eine persönliche Audienz erbitten zu können. Und der Wettiner ließ sich seither kaum blicken. Eine offizielle Kondolenzkarte zum Tod seines Vaters hatte er gesandt und kurze Grüße an das Reiterregiment gerichtet, in dem beide dienten. „*Stocki*“, wie Friedrich-August ihn seit Jugendtagen nannte, ärgerte sich über „*Rex*“, wie er den Prinzen bezeichnete, wenn sie privat verkehrten. Solange der werdende

Vater durch die rosarote Brille sah, fehlte ihm nichts. Doch nun, da sein Eheleben ihn überforderte, erinnerte er sich an die guten Zeiten vergangener Tage. So beschloss er eines Abends, diese Freundschaft wieder zu erneuern. Ohne zu klopfen, trat der Spross des sächsischen Hochadels, in seine ehemalige Stube.

Ernst-Karl-Konstantin lag auf seinem Bett und las in einem Buch. „Oh, hoher Besuch“, meinte er zynisch. „Ich weiß, ich habe mich rar gemacht“, entschuldigte sich Friedrich-August und gab zu bedenken: „Wenn du verheiratet wärst, wüsstest du, was das für Arbeit ist.“ Sein bester Freund verdrehte die Augen und blätterte weiter in seinem Buch: „Das stimmt, jeden Abend eine wunderschöne, kaiserliche Prinzessin zu beschlafen ... Das du überhaupt noch zum Militärdienst erscheinen kannst, bei der ganzen Mühsal“, warf er dem Prinzen sarkastisch vor. Friedrich-August stand nicht der Sinn danach, zu streiten. Er setzte sich auf die Bettkante seines Gefährten: „Wie geht es dir denn?“, wollte er wissen und fügte hinzu: „Also ... nach dem Tod deines Papas.“ Der junge Graf bemühte sich darum, seinen Freund weiterhin mit Gleichgültigkeit zu bestrafen: „Das ist doch schon einige Monate her.“ Sein naiver Charakter jedoch, zwang ihn schnell zur Vergebung. Er senkte sein Buch und gab zögerlich Auskunft: „Ich meine, er fehlt mir, mein Vater.“ Der Trauernde richtete sich auf und setzte sich direkt neben den Prinzen: „Andererseits bin ich jetzt das Familienoberhaupt und damit stinkreich.“ Friedrich-August hatte die besondere Art des Grafen vermisst, der auch den schlimmsten Situationen immer noch etwas Positives abgewinnen konnte. Dann erhob er sich und posierte vor dem werdenden Vater. „Und sieh mich an“, forderte er ihn auf: „Ich bin attraktiv. Reich und schön, fast wie ein echter Wettiner.“ Friedrich-August lachte und umarmte seinen besten Freund: „Ja, du bist ein Geschenk an die Frauenwelt.“ „Das finde ich auch“, bestätigte der Erbe und fügte hinzu: „Wollen wir ausgehen, Rex?“ Der zukünftige Kronprinz erschrak bei dem Vorschlag. „Ausgehen?“, fragte er ungläubig nach: „Seit wann gehst du aus? Und wohin überhaupt?“ Stocki zuckte mit den Schultern: „Seit mein bester Freund in den Ehehafen eingefahren ist und ich jeden Abend alleine auf der Stube hocke, reite ich regelmäßig zum Skat spielen.“ „In Uniform?“, fragte der Frischvermählte. „Natürlich nicht“, winkte der Graf ab: „Ich gehe in Zivil und mische mich unter den Pöbel. Die wissen, wie man feiert.“ „Das kann ich mir vorstellen“, gab der Prinz sarkastisch zur Antwort. „Los komm mit und schau es dir an“, forderte sein Freund ihn auf. Der Wettiner verspürte wenig Begeisterung bei dem Vorschlag, wollte seinen ehemaligen Zimmergenossen aber nicht erneut vor den Kopf stoßen. So stimmte er zu. „Ich habe auch noch Kleidung für dich“, verkündete Stocki und begann in seinem Schrank zu wühlen.

Kurze Zeit später betrachtete sich Friedrich-August im Spiegel: „Ich sehe einfach nur lächerlich aus.“ „Ach was“, klopfte ihm der Graf von Stockhausen auf die Schulter: „Eine wahre Schönheit entstellt nichts.“ Stolz stellte sich der muskulöse Dunkelhaarige daneben und posierte: „Das ist Arbeiterkleidung.“ „Arbeiterkleidung?“, wiederholte der Verkleidete: „Ich sehe aus, wie einer dieser sozialistischen Terroristen“,

beschwerte sich der zukünftige Kronprinz von Sachsen über die zerlumpte Kluft. „Da musst du durch, Rex. Wie sollen wir sonst unerkannt zum Kartenspiel, königliche Hoheit?“ Friedrich-August ärgerte sich jetzt bereits, dass er sich zu dieser Schmie-renkomödie hatte verpflichten lassen. Ernst-Karl-Konstantin drückte ihm einen karierten Hut aufs Haupt. „Also, das geht nun wirklich zu weit, Stocki“, schimpfte der Prinz und sah trüb unter der Hutkrempe hervor. „Du hast es versprochen“, erinnerte ihn sein Kamerad.

Der Graf von Stockhausen, machte sich die Jagdleidenschaft seines besten Freundes zu Nutze und wählte einen Ort, der ganz nach dem Geschmack des sächsischen Prinzen war. Das Schießhaus in der Schützengasse präsentierte sich vollgestopft mit Jagdtrophäen und das Publikum war gut-konservativ eingestellt. Schon als beide Männer den Gasträum betraten, strahlte der zukünftige Kronprinz und vergaß seine Bedenken. Sie mischten sich zwischen das einfache Volk. Die adligen Besucher bemühten sich redlich um Integration. Sie bildeten Vierer-Gruppen und spielten Skat. Friedrich-August erkannte, dass Ernst-Karl-Konstantin gut geübt darin war, denn er gewann jede Partie und ein ordentliches Taschengeld. Immer mehr Bierkrüge wurden geleert und der Prinz wankte alsbald mit seinen Untertanen im Takt. „Es ist toll hier“, grinste der Wettiner: „So viel Spaß hatte ich noch nie. Dieses Skatkartenspiel ist erhebend. Woher kannst du das so gut?“ Der Graf hob seinen Steinkrug und gab zur Antwort, bevor er ansetzte: „Mein Vater, Mutter und ich hatten oft Karten gespielt und es ging stets, um ein bisschen Geld.“ Der Trauernde lächelte und erinnerte sich: „Am Anfang dachte ich, sie lassen mich gewinnen, um mir meinen Sold aufzubessern, aber später habe ich bemerkt, dass sie einfach schlecht spielten. Es fehlt mir“, seufzte der Graf und sah melancholisch in den halbvollen Bierkrug: „Er fehlt mir“, berichtete er betrübt.

Friedrich-August schubste seinen Freund an und entschuldigte sich: „Ich wollte die Stimmung nicht kaputt machen.“ Stocki nickte: „Lass uns über etwas Fröhlicheres reden. Wie war Berlin? Hat euch der Kaiser gut behandelt?“ Beim abgefüllten Königsspross schlug der Alkohol an und er redete ohne Vorbehalt: „Ja, er hat uns jeden Wunsch von den Augen abgelesen. Am Schluss hat er uns sogar einen Weg aufgezeigt, wie Luise und ich schneller an die sächsische Krone kommen könnten.“ „Ach?“, meinte der Graf von Stockhausen interessiert: „Wie will er das denn schaffen?“ Friedrich-August nahm einen großen Schluck Bier und rülpste lautstark, wie es zuvor einige der Bürgerlichen getan hatten: „Er möchte, dass wir ihm bei der Germanisierung helfen. Eine neue Art des Nationalismus gründen.“ Stocki war für Hochpolitik wenig empfänglich, aber dennoch erstaunt. „Die Germanisierung? Was soll das denn für Unsinn sein?“, fragte er unwissend nach. Friedrich-August nickte und hatte einen silbrigen Blick. „Jawohl“, bestätigte er leicht wankend: „Der Kaiser wünscht sich, dass wir Gelder für eine preußische Ansiedlungskommission bereitstellen, um die Polen zu vertreiben. Wir kaufen dann Grundstücke von ihnen und geben sie an Deutsche. Wenn er einen Landkreis germanisiert hat, macht er eine Grafschaft

daraus und verleiht diese Würde an Sachsen. Die sind Wilhelm nämlich zu undeutsch, jawohl.“ Der Graf staunte über die Brisanz des Gesprächs. Vorsichtig hakte er nach: „Damit verdrängt ihr eine große Minderheit. Das kann zu Aufständen führen. Was denkst du darüber?“ „Weiß nicht“, gab der Prinz angeduselt zur Antwort. „Und Luise? Was hält sie davon?“ Rex sprach unter Alkoholeinfluss so frei wie nie: „Die ist dem Kaiser fast auf den Schoß gesprungen, mein schönes, treues Weib. Wilhelm will die Thronfolge zu unseren Gunsten ändern und meine Gattin möchte natürlich an die Krone. So schnell wie möglich. Ich werde wohl mal vorsichtig mit Onkel Albert sprechen und hoffen, dass Vater nichts erfährt. Der würde gleich einen Hochverrat wittern, wenn er mitbekommt, dass es Pläne für eine Änderung der Thronfolge gibt.“ „Aber grundsätzlich scheinst du nicht abgeneigt?“ „Nein“, räumte der Wettiner angeheitert ein: „Ich denke, es könnte durchaus gut für Sachsen sein, im Osten Land zu besitzen.“ Friedrich-August war voll wie eine Trauergemeinde. Er stand auf und grölte: „Ich will noch ein Bier.“

Der Graf wirkte nachdenklich. Er war froh, mit der Hochpolitik wenig zu tun zu haben. Immer wieder, wenn Rex in der Vergangenheit von solchen Themen berichtet hatte, war er erleichtert, keine königliche Verantwortung tragen zu müssen. Ernst-Karl-Konstantin begriff nicht, dass alleine der Zugang zu diesen Informationen wertvoll, aber auch gefährlich sein konnte. Doch er würde es noch lernen.

Später in der Nacht war der Graf bemüht, den volltrunkenen Prinzen, auf dessen Hengst zu drapieren. Mit viel Mühe steckte er die Schuhe seines Freundes in die Steigbügel und sah auf das Pferd. Friedrich-August hing Sabber aus dem Mundwinkel. Er verdrehte die Augen und kippte nach vorne. Aus der Mähne des Vollblutes hörte man lautes Schnarchen. „Scheiße!“, entfuhr es dem jungen Grafen, denn er wusste, dass dies Ärger geben würde. Er konnte den Wettiner nicht in die Kaserne mitnehmen. Seine Frau würde Alarm schlagen, wenn ihr Gatte nicht nach Hause käme. Es blieb ihm nur, den volltrunkenen Prinzen, in der schäbigen Zivilkleidung, am Taschenbergpalais abzuliefern. Er nahm die Zügel der beiden Pferde in die Hand und führte sie am Herzogin-Garten vorbei zum Residenzschloss. Aus dem Park kamen Spaziergänger und sahen entsetzt auf den Hengst, mit dem schnarchenden Besoffenen auf dem Rücken. „Guten Abend“, grüßte Ernst-Karl-Konstantin freundlich und alle hörten, wie Friedrich-August lautstark furzte. Vom Schießhaus bis zum Prinzenpalais waren es nur wenige Meter und doch kam es dem Grafen vor, als hätte er die ganze Stadt umrundet. Zwei Gardisten, mit denen Stocki im Militär gedient hatte, versperrten ihm den Weg: „Halt!“ „Ich bin es“, gab sich der Soldat zu erkennen. Das Wachpersonal musterte ihren Kameraden, in der zerlumpten Kluft. „Stockhausen?“, fragten sie irritiert: „Was willst du hier?“ Ernst-Karl-Konstantin beichtete: „Ich habe hier kostbare Fracht. Könnt ihr bitte Herrn von Reitzenstein holen?“ Ein Soldat der Leibwache nahm dem Prinzen den hässlichen Hut vom Kopf. „Um Gottes Willen!“, entfuhr es ihm, als er die schnarchende Person auf dem Pferd identifizierte: „Hol den Haushofmeister“, befahl er seinem Kollegen. Zu viert wurde Friedrich-August von



dem Hengst geholt. Irritiert blinzelte er und strahlte: „Das war der beste Abend, den ich je hatte, Stocki.“ Er bemerkte nicht, wie alle umstehenden die Nase wegen seiner Alkoholfahne verzogen und berichtigte. „Nein, die erste Nacht mit Luise in Prag, war die Beste in meinem Leben. Da habe ich meine Luisaaaahha beschlaf...“ „In Ordnung ...“, unterbrach sein Freund, bevor sich der zukünftige Kronprinz noch ganz vergaß. Sein Kammerherr zischte den Grafen an: „Was haben Sie sich nur dabei gedacht?“ Wütend nahm er den Arm des Prinzen über seine Schulter: „Wie soll ich das nur seiner Gattin erklären? So ein Skandal!“, wetterte er. Ernst-Karl-Konstantin war erleichtert, dass er die Verantwortung abgeben konnte, und gab sich unbeeindruckt: „Versuchen Sie doch der kaiserlichen Hoheit, die königliche Hoheit, heimlich unter die Bettdecke zu schmuggeln.“ Herr von Reitzenstein warf dem Grafen einen vernichtenden Blick zu: „Bringen Sie das Pferd des Prinzen zu den Stallungen“, befahl er. Stocki sah dem winkenden Rex noch hinterher. Er amüsierte sich ein wenig, wie die zwei Gardisten und der Kammerherr versuchten, Friedrich-August die große Freitreppe hoch zu zerren. Ebenfalls angeheitert, ging er mit den Pferden zu den Schlossstallungen.

Der zukünftige Kronprinz hatte in den nächsten Tagen multiplen Kopfschmerz zu ertragen. Nicht nur der Kater machte ihm zu schaffen, sondern gleichfalls seine wütende Gattin, die ihm zu setzte. Der Prinz hatte die Wiederaufnahme seiner Kameradschaft zum Grafen wahrlich übertrieben. Das schien in der Familie zu liegen, denn auch seine Schwester Mathilde, schmiedete Freundschaften und Allianzen, welche über die Gepflogenheiten des Protokolls weit hinausgingen.

Im Inneren ihrer Gemächer roch es nach Ölfarbe. Die Herzogin hatte in ihrem ehelosen Dasein zu Malen begonnen. Über die Qualität ihrer Werke ließ sich streiten, doch sie malte im Stile ihrer Zeit und einige Ihrer Bilder wurden als Postkarten zu karitativen Zwecken verkauft. Konzentriert sah sie auf die Leinwand, während sie diese mit dem Pinsel bearbeitete. Die Flügeltüren zu ihrem Gemach öffneten sich und Frau von Reitzenstein trat ein. Sie knickte vor der Malerin und begrüßte diese: „Königliche Hoheit.“ Mathilde beließ ihren Blick auf dem Gemälde: „Gräfin, was haben Sie mir zu berichten?“ Die Haushofmeisterin von Luise fächerte sich mit der Hand frische Luft zu: „Es ist mir wohl nicht gestattet, an ihrer kaiserlichen und königlichen Hoheit, eurer hochgeschätzten Schwägerin, Kritik zu üben ...“, tief atmete sie ein und aus, bevor sie fortfuhr: „...Aber ihre Allüren sind bei Zeiten unerträglich, euer Gnaden.“ Die Hochadlige war an Verfehlungen der Österreicherin immer interessiert, hatte sie doch persönliche Freude daran, ihren Vater damit zu erschrecken. Die Herzogin legte Pinsel und Farbpalette beiseite und nahm die Hand der Hofdame: „Werte Gräfin ...“, begann Sie ihre Ansprache, „... Sie sind mir wie eine gute Freundin. Bitte sprechen Sie in meiner Gegenwart völlig frei. Meine Schwägerin wird es nicht erfahren.“ Mathilde führte die Bedienstete zu einem Sofa im Raum: „Setzen Sie sich, Gräfin und erzählen sie mir, was Luise denn jetzt wieder zu ihrem Glück fehlt.“ Die beiden Aristokratinnen nahmen Platz und die alte Dame rang, in ihrem engen

Korsett, um Atem. „Ein Fahrrad“, pustete die Oberhofmeisterin heraus. „Bitte was?“, musste die Wettinerin nachfragen. Frau von Reitzenstein berichtete erneut: „Ihre kaiserliche und königliche Hoheit möchte ein Zweirad fahren.“ Mathilde lachte laut auf, denn sie dachte, die Leiterin des Haushalts ihres Bruders, würde sich einen Scherz erlauben. Da die Gräfin aber nicht zusammen mit ihr lächelte, wurde sie wieder ernst: „Ein Fahrrad?“ „Sie sagt, dass sie in der Schwangerschaft nicht reiten könne und um ihre Figur zu erhalten, möchte sie im großen Garten radfahren.“ Mathilde dachte laut darüber nach: „Aber wie soll das gehen? Sie müsste ja ein Bein links und das andere rechts ...“ Sie brach ihre Überlegung ab und sah empört zu Frau von Reitzenstein: „Also das geht ja nicht, das wäre ein Skandal.“ Die Hofdame war der gleichen Ansicht: „Ja, ich weiß. Eine solch frivole Haltung ist unschicklich für eine Dame. Aber sie äußert diesen Wunsch beinahe täglich. Außerdem möchte sie das Kind selbst stillen, sobald es auf der Welt ist.“ Die Wettinerin schüttelte entrüstet den Kopf: „Das Donnerwetter meines Vaters, höre ich jetzt schon, wenn ich ihm von diesen geschmacklosen Dingen unterrichte.“ Die Gräfin fühlte sich schuldig und tupfte den Schweiß von ihrer vernarbten Stirn: „Es tut mir sehr leid, königliche Hoheit.“ Mathilde tätschelte die Hand der Oberhofmeisterin: „Das ist nicht ihre Schuld. Meine Schwägerin ist außer Rand und Band. Bitte berichten Sie mir stets weiter von solchen Vorfällen. Sie erfüllen der sächsischen Krone damit einen unschätzbaren Dienst.“ Die Gräfin erhob sich und knickte erleichtert: „Ich danke euch, euer Gnaden.“

Gerade als die Spionin das Privatgemach der Herzogin verlassen hatte, öffnete ein Gardist von außen erneut die Türe. Er verbeugte sich: „Eure königliche Hoheit, die Malerin und Restauratorin, Anna Gussmann.“ Eine gutaussehende blonde Schönheit in Mathildes Alter betrat den Raum. Die Prinzessin musterte die Besucherin. Ihr langer Glockenrock war ganz schlicht und vorne hochgeschlitzt. Unter ihrer weißen, beinahe durchsichtigen Bluse sah sie das elfenbeinfarbene Korsett. Locker war es geschnürt, so dass die Brüste der Dame, sich fast lose darin Auf und Ab bewegten. Ihr Haar hatte sie hochgesteckt und die Lippen waren rot betont. Mathilde erschien, verglichen mit dieser Schönheit, zweifellos wie eine graue Maus. An dem Gesichtsausdruck der Herzogin jedoch war zu erkennen, dass sie sich sehr über den Besuch freute. Die Prinzessin befahl dem Gardisten: „Bitte lassen Sie uns alleine und ich möchte nicht gestört werden.“ Der Wachmann salutierte, bevor er das Gemach verließ: „Jawohl, königliche Hoheit.“ Mathilde umkreiste und begutachtete die Schönheit: „Sie sind also die Restauratorin, die ich zu sehen verlangt habe?“ Die lebenslustige junge Frau äffte den Gardisten nach: „Jawohl, königliche Hoheit“, salutierte sie stocksteif. Die Herzogin schmunzelte: „Und Sie renovieren derzeit die Malereien im großen Ballsaal?“ Wieder machte die Besucherin sich über die Sitten bei Hofe lustig. Sie nickte und stand stramm: „So ist es Hoheit.“ Friedrich-Augusts älteste Schwester verdrehte die Augen: „Sie dürfen sich frei in meinem Gemach bewegen.“ Anna musterte die ledige Aristokratin und lächelte: „Danke ... Herzogin.“ Sie ging zu dem Gemälde der Wettinerin und beäugte es fachkundig. Ganz vorsichtig und sanft fühlte

sie an den getrockneten Pinselstrichen entlang. Anna spürte die Erhabenheit und prüfte die Dicke der Farben. Dann zwinkerte sie zu Mathilde: „Das ist gut. Sehr gut sogar“, gab sie ihre Beurteilung ab. Die Prinzessin sah in die bernsteinfarbenen Augen der Fremden: „Nicht so gut wie ihre Arbeiten.“ Die Bürgerliche lief durch den Raum. Sie befühlte die Wände und Möbel: „Die Malereien im Ballsaal leiden unter den Bauarbeiten im Außenbereich und dem Kerzenruß. Ich wurde angewiesen, die Farben der Bilder und Ornamente zu erhalten. Nichts Besonderes, was für euch von Interesse sein könnte. Warum bin ich also hier?“ „Sie irren sich“, stellte Mathilde klar: „Bitte setzen Sie sich zu mir auf das Sofa.“ Anna nahm Platz und die Herzogin begründete ihre Neugier: „Seit ich auf der Welt bin, laufe ich täglich an diesen Bildern vorbei. Aber ab dem Zeitpunkt an dem Sie daran arbeiten, strahlen die Farben. Ich habe noch nie und nirgends eine solche Farbpalette gesehen. Wie machen Sie das? Wie erreichen Sie diese Farbbrillanz?“ Die Restauratorin nickte: „Das ist mein Firmengeheimnis.“ Mathilde senkte enttäuscht den Kopf. Anna erklärte: „Ich verwende ein besonderes Verhältnis an Muschelkalk, das den Farben beigemischt wird. Das enthaltene Perlmutter sorgt für den Glanz.“ Die Prinzessin lächelte wieder: „Können Sie mir zeigen, wie Sie diese Töne anmischen?“ Die junge Frau sah prüfend, in die Augen der Herzogin.

Wann immer Mathilde mit dem einfachen Volk in Berührung kommen könnte, trug sie, wie alle Damen ihres Standes, Handschuhe. In ihren eigenen Gemächern und beim Malen freilich, hatte sie keine an. Ein fataler Fehler, denn die Restauratorin verfolgte ganz andere Ziele, als sich über Malerei zu unterhalten.

Anna griff ungeniert nach den Händen der königlichen Hoheit und streichelte diese. Auf der Stirn der Prinzessin bildeten sich Schweißperlen. Die sonst so rabiante Königstochter war wie gelähmt. Mit sanften Druck massierte die Bürgerliche die adligen Handflächen: „Diese edlen Hände sind viel zu gut, um sie Farbe anmischen zu lassen“, stellte die Malerin, mit verführerischen Stimmklang, klar: „Aber ich könnte euch einige Farben bringen, die ich vorbereite, euer Gnaden.“ Mathilde wusste das erste Mal in ihrem Leben nicht, wie sie sich verhalten sollte: „Das wäre gut,“ stotterte sie nervös. Anna näherte sich dem Gesicht der Hoheit, die immer mehr Wärme und sexuelle Erregung in sich aufsteigen spürte. „Ich könnte so einiges für euch tun“, flüsterte die Restauratorin in die Ohren der alten Jungfer, bevor sie diese küsste. Die Wettinerin registrierte, Annas Lippen auf der Wange. Dann nahm sie, die Zunge der Malerin, in ihrem Mund wahr. Sie fühlte, wie das sensible Organ der Bürgerlichen sanftkreisend, ihr eigenes massierte. Anna setzte sich auf den Schoß der Herzogin. Die Adlige bemerkte den festen und zugleich stimulierenden Griff an ihren Brüsten. Die Künstlerin rutschte nach unten und rafft das Kleid der königlichen Hoheit über deren Knie. Sie zog den unerotischen weißen Baumwollschlüpfer aus und versenket ihren Kopf in dem Schoß der Hochadligen. Die stöhnte und bäumte sich auf. Rieb mit ihren Händen lusterfüllt an ihrem Körper entlang. Für gut 30 Minuten gaben sich die beiden ihrer Lust hin.

Nachdem Mathilde und Anna „Freundschaft geschlossen“ hatten, tastete die Restauratorin vorsichtig politisches Terrain ab. Sie lästerte über den ehemaligen Ehekandidaten ihrer Gespielin. Kronprinz Rudolph von Österreich, der Sohn von Kaiser Franz-Joseph und Sisi, der die Wettiner Königstochter verschmäht hatte, weil sie ihm zu hässlich war, nahm stattdessen Stephanie von Belgien zur Frau. Die Ehe verlief nicht glücklich. Auf Schloss Mayerlingen beging er dann, zusammen mit einer jungen Mätresse, Selbstmord.

„Kronprinz Rudolf war ein Idiot“, stellte Anna halbnackt fest. Beide lagen befriedigt in Mathildes Bett. Die sonst so gestrenge Frisur der Herzogin war völlig zerzaust. Das Kleid hing an etlichen Stellen herunter und ihre Brustwarzen lugten aus der verrutschten Korsage. „Was meinst du?“, fragte die Prinzessin nach und wirkte noch übermannt von dem Geschehenen. „Ihr wärt eine großartige Kaiserin geworden. Er war ein Idiot, dass er euch nicht zur Frau genommen hat. Rudolf und seine Hure haben verdient, was in Mayerlingen passiert ist.“ Mathilde sah zu Anna, die begann sich wieder anzukleiden: „Nach seinem Tod hat nun vielleicht meine kleine Schwester Maria-Josepha die Ehre. Sie ist jetzt die Zweite in der Habsburger Thronfolge. Sie würde eine hübsche Kaiserin abgeben.“ „Pah“, bluffte Anna unverhohlen, während sie sich ihren Rock anzog: „Wer will denn eine hübsche Kaiserin? Eine Monarchin ohne Meinung und ohne die Macht selbst zu regieren?“ Sie sah zu Mathilde, die versuchte ihre Haare wieder in Ordnung zu bringen: „Ihr wärt die Richtige gewesen. Ihr hättet neben diesem schwachen, verträumten Schwanzträger, ebenbürtig regiert und das Kaiserreich in eine neue Zeit geführt. In eine Epoche, in der Frauen gleichviel zählen wie Männer.“ Mathilde steckte ihre Brüste zurück in die Korsage: „Diese Welt wird es nicht geben.“ Anna küsste die Hand der Herzogin: „Ihr irrt ...“ Sie machte eine kurze Pause und sprach vertraut: „Du irrst! Ich bin nicht nur Künstlerin. Ich bin Anhängerin einer sozialistischen Liga. Wir kämpfen für Frauenrechte, wollen ein gemeinsames Wahlrecht und Reformen in der Monarchie.“ Mathilde hatte von den antimonarchischen Bewegungen im Reich gehört. Für Sie fußten diese in Frankreich und dem von England besetzten Irland. Wo der Pöbel aufbegehrte und die Schlösser der Aristokraten in Brand gesteckt wurden. „Dann bist du gegen das Königtum?“, fragte die Wettinerin skeptisch. „Nein“, beruhigte Anna und ging vor Mathilde auf die Knie: „Wir sind Gemäßigte, die nicht die ganze Ordnung auf den Kopf stellen möchten, wie die linken Extremisten. Niemand von uns strebt nach Chaos. Das Ziel meiner Gruppe ist eine parlamentarische Monarchie. Mit einer starken Frau als Königin, statt einem kriegstüchtigen Schwanzträger als König.“ Mathilde war geschmeichelt, doch sie winkte ab: „Als Kaiserin von Österreich-Ungarn hätte ich vielleicht die Rechte der Frauen begünstigen können. Aber hier in Sachsen? Wir sind viel zu klein.“ Anna lächelte und erinnerte an die stolze Geschichte: „Sachsen exportiert Ideen doch schon seit Jahrhunderten. Von hier aus verbreitete Luther den Protestantismus bis in alle Ecken der Welt. Das hier erfundene Porzellan, ist nun auf jedem gutbürgerlichen Tisch zu finden und die kleine, verlachte Nebenlinie der Wettiner, aus

dem winzigen Herzogtum Sachsen-Coburg und Gotha, regiert heute die halbe Welt.“ Mathilde musste eingestehen, dass Anna ihre Zunge vielfältig einzusetzen wusste: „Für eine Anhängerin des Proletariats bist du sehr gebildet.“ Die Restauratorin stimmte zu: „Ich bin eine Frau in einer männerdominierten Welt. Ich muss verdammt klug sein, wenn sich daran etwas ändern soll. Möchtest du die Galionsfigur unserer Bewegung sein?“ Mathilde war von der revolutionären Art ihrer Gespielin angetan und verängstigt zugleich: „Mein Bruder und Luise werden nach Vater, den Thron besteigen.“ Die Malerin hatte sich nun wieder vollständig bekleidet und lächelte zur Herzogin: „Ich bin der Kopf einer gewaltigen Front. Mit Geldgebern aus den höchsten Wirtschaftskreisen und international vernetzt. Überall auf der Welt etablieren wir eine neue Ordnung. Wenn du für uns bist, werde ich nicht länger ruhen, bis die Krone auf deinem Haupt sitzt.“ Sie sah Mathilde nochmals ernst in die Augen: „Möchtest du Königin werden?“

Die Prinzessin bekam eine Gänsehaut am ganzen Körper. Jemand bot ihr **Macht** an. Das war etwas, das noch mehr Erregung in ihr weckte, als die Zunge der Restauratorin in ihrem Schoß. Endlich musste sie sich nicht damit begnügen, ihre Schwägerin zu denunzieren, ihr wurde ein eigenes Lebensziel angeboten.